Schweigt Gott?

von

Ernst Giese

Erlebnisse eines ostvertriebenen Kriegsblinden

HV 2335
G

Christlicher Verlag Fritz Pranz KG., Altdorf bei Nürnberg

Pastor Ernst Giese

geb. am 4. Mai 1916 zu Stolp in Pommern, besuchte seit 1926 das dortige Gymnasium, trat im Herbst 1929 in den Schüler-BK ein, verließ in den Kämpfen der BK Ostern 1934 die Schule, kehrte aber im Herbst zurück und immatrikulierte 1936. Nach Arbeits- und Wehrdienst wurde er 1938 als Bezirksjugendwart für die Kirchenkreise Stolp eingesetzt und begann Ostern 1939 in Greifswald das Studium der Philosophie und Theologie. Er erblindete im Juni 1940 an einer Kriegsverletzung und nahm im Herbst 1940 in Marburg sein Studium wieder auf um es Ostern 1943 mit dem 1. Theologischen Examen an der dortigen Universität abzuschließen. Seit Herbst 1944 Vikar in Stolp erlebte er den Zusammenbruch seiner Heimatstadt und wurde mit der Pastorierung der dortigen evangelischen Kirchengemeinde beauftragt. Am 5. Juni 1946 nach Schleswig-Holstein ausgewiesen, legte er dort beim LKA Kiel im November des gleichen Jahres sein zweites Examen ab, wurde mit der seelsorgerlichen Betreuung der Rußlandheimkehrer in Leuscheidt beauftragt und zum „Prediger des Evangeliums“ ordiniert und ist von seiner Kirchenleitung ab 1. 4. 1950 zum freien evangelistischen Dienst beurlaubt worden und wohnt heute in Marburg/Lahn, von wo aus er seinen Dienst versieht.

c.1

Schweigt Gott?

Erlebnisse eines ostvertriebenen Kriegsblinden

ERNST GIESE

2. Auflage

Christlicher Verlag Fritz Pranz KG., Altdorf b. Nürnberg

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Schweigt Gott?

Erlebnisse eines ostvertriebenen Kriegsblinden

ERNST GIESE

2. Auflage

Christlicher Verlag Fritz Pranz KG., Altdorf b. Nürnberg

HV2335
G copy1

Satz und Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach

Inhalt

Seite

Der Ruf: „Ich meine, Du solltest kommen . . ." 5
Die Katastrophe naht 6
Vom Feinde eingenommen 12
Härteste Glaubensproben 15
Dienst in Trümmern 18
Wunderbare Errettung 20
Die Glocken läuten 23
Kirchliche Aufbauarbeit 27
Gottesgericht 30
Mordanschlag? 31
Die Brücke zwischen den Völkern 33
Bittet, so wird euch gegeben! 35
Die Gemeinde wächst 37
Brüder und Schwestern 40
Jesus, meine Zuversicht 46
Ausgewiesen 50
Gott schweigt nicht! 52

Vorwort zur 2. Auflage

Die erste Auflage hat Pastor Giese im Selbstverlag herausgebracht und war sehr bald vergriffen. Vielseitiges Verlangen hat das Wiedererscheinen notwendig gemacht. So gehe denn dieses Büchlein unter dem Segen Gottes hinaus.

Der Verlag

Der Ruf: „Ich meine, Du solltest kommen . . .“

„Du wirst dich wundern. Der Russe wird kommen und dich einkassieren, und was dann?“ sagten meine Hausgenossen der Blindenstudienanstalt in Marburg, als ich mich im Herbst 1944 entschloß, in meine Heimatstadt Stolp nach Ostpommern zurückzukehren. Aber das Wort eines lieben jungen Freundes, dessen Vater mein Pastor war, hatte mich nicht losgelassen. Immer wieder klang es in mir, so wie er damals an der Treppe der Schloßkirche zu mir gesagt hatte: „Ich meine, Du solltest kommen und uns helfen. Die Not der Kirche ist groß.“ So packte ich meine Sachen in Eile. Einer von den Jungen des Kreises, den ich vier Kriegsjahre hindurch geleitet hatte, begleitete mich, und der letzte vom Westen nach dem Osten durchgehende Zug nahm mich in meine Heimat mit. Es war jenes Reisen wie immer in den Bombennächten. Hier und da hielt der Zug auf offener Strecke. Aus den dunklen Abteilen sah man die Lichterbäume, die die Stelle für den Bombenabwurf anzeigten, und manches Herz betete: „Herr, erbarme Dich!“ Die Last der Geschehnisse lag auf den Menschen. Hin und wieder tauchte ein Gesprächsfetzen auf: „Hamburg? Ja, steht denn überhaupt noch etwas davon? . . . Die Front geht zurück, sagen Sie?“ Würde die Katastrophe kommen? Aber ich konnte nicht anders, ich mußte diesem inneren Befehl durch diesen Ruf eines jungen Freundes, den ich von Gott selbst gewirkt sah, gehorsam sein, und als ich zu Hause eintraf, wartete auch schon eine Fülle von Arbeit auf mich. Kranke wollten besucht, Alte getröstet und Kinder unterwiesen werden. Landgemeinden warteten auf den Dienst des Wortes in schwerer Zeit, und oft stapfte ich mit meinen lieben alten Vater auf den schneeverwehten Steigen oder fuhr im Zug, im Schlitten oder Wagen dem Kirchturm entgegen, der sich irgendwo aus dem Dorf erhob. Zu Weihnachten erreichte mich die Nachricht, daß meine Marburger Jungen zwischen zwei Alarmen in der Pfarrkirche zum erstenmal das Krippenspiel „Der Heiland heut geboren ist“, das ich für diesen Kreis schrieb, einer jungen Gemeinde gezeigt hatten. Das Spiel war zu Ende. Die Kinder drängten nach vorn, um das Christkindchen in der Krippe zu sehen, aber nur eine arme Windel lag darin. Doch der Sprecher, der in das Spiel hinein immer wieder Gottes Wort gesagt hatte, gab ihnen auch jetzt wieder die Auskunft: „Wir brauchen keine Puppe in der Krippe; denn Jesus selbst ist dabei

gewesen, denn er hat gesagt: ‚Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende!' " Das war die Jubelbotschaft, die ich meinen Freunden im grauen Rock in die Katastrophe unseres Volkes hinein schreiben durfte: „Jesus spricht: ‚Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende!' " Und mancher ging seinen Weg getrost ins Grauen hinein.

Die Katastrophe naht!

Der Januar brachte die traurige Nachricht: Durchbruch der Russen. Die Straßen füllten sich mit Flüchtlingszügen aus dem Osten. Angstverquälte Menschen erzählten von den Geschehnissen auf dem Frischen Haff: „Die kilometerlangen Trecks zogen über die abgesteckte Bahn auf der Eisdecke. Ratas überflogen uns, ihre Salven prasselten in uns hinein. Dann knisterte und krachte das Eis, ein langer Riß, dann brach die Decke. Wie durch ein Wunder sind wir gerettet. Als der Vater neben uns getroffen wurde, merkten wir erst an seinem Röcheln, daß es arg sein mußte. Irgendwo an der Straße haben wir ihm ein Grab in die gefrorene Erde gehauen. Wie manche erfrorene Kinderleiche liegt da wohl noch am Wege."

Die Not ergriff uns. Wir taten, was irgend möglich war. Viele kochten in unserer Küche, und von jedem hörten wir eine neue Szene dieser tragischen Geschehnisse. Eine alte Nachbarin kam zu uns hereingestürzt. Schluchzend brach sie zusammen: „Was wird werden?" Auch vor uns stand diese Frage. Standen wir nicht alle in dem gleichen Geschick'? Die Antwort meines Vaters tröstete: „Blicken Sie auf den Heiland. Er hat für uns Sein Leben gelassen und will uns auch sicher durch diese Zeit bringen." Das Wort Jesu wurde lebendig: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Die Not meines Volkes, die Not meiner Heimat lag auf meinem Herzen, und doch: Sollte ich bleiben und gerade im Osten die kommenden Geschehnisse abwarten? In meiner Ratlosigkeit blieb mir nichts anderes übrig, als den um Rat zu fragen, von dem ich schon so oft einen Rat erhalten hatte. Ich ging in mein Studierzimmer und betete: „Lieber Herr, wenn Du willst, daß ich mit meinen Eltern fortgehen soll, so kannst Du es ja schenken, daß jemand aus dem Westen oder Norden unseres Vaterlandes uns einläd." Doch keine Einladung kam. Bekannte aus Posen suchten uns auf. Sie erzählten, wie sie von dem Nahen der Front überrascht worden seien: „Wir waren noch ganz sicher. Plötzlich das Donnern der Front, und nur über Berlin kamen wir noch hierher. Ein Koffer ist alles, was wir gerettet haben." Ein Nachmittag brachte die schreckliche Botschaft: „Stolp ist zur Festung erklärt worden."

Das konnte für meine geliebte Stadt nur den Untergang bedeuten, denn ihre Lage im Tal, von Hügeln umgeben und überall eingesehen, bot keine Möglichkeit zur Verteidigung. Eine sinnlose Hast bemächtigte sich der Menschen, die Zufahrtsstraßen wurden aufgerissen, überall tiefe Gräben ausgehoben und nur eine schmale Durchfahrt für die passierenden Wagen und Autos gelassen. Dazu war ich zu lange Soldat gewesen, um nicht zu wissen, daß diese ganze sogenannte Verteidigungsvorbereitung keinen Sinn hatte. Aber was sollte aus uns werden? Als ich eines Tages wieder im Gebet vor Gott lag und Ihm meinen ganzen Besitz, besonders meine wissenschaftliche Arbeit, die in Blindenschrift auf meinen Bücherschrank stand, hinlegte, kam eine große innere Ruhe über mich. Jetzt wußte ich: Gott hat auch diese Angelegenheit in Seiner Hand und würde uns auf Seine Weise hindurchbringen. In diesen Tagen begegnete ich einer gläubigen Frau. Freudig trat sie an mich heran mit der Botschaft: „Gestern bat ich den Herrn, mir doch ein Wort für unsere Zeit zu geben, und meine Augen fielen auf Jesaja 65, 8, wo geschrieben steht: ‚So spricht der Herr: Gleich als wenn man Most in der Traube findet und spricht: Verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darin! Also will ich um meiner Knechte willen tun, daß ich es nicht alles verderbe.‘ Meinen Sie nicht, daß Gott uns damit sagen will, daß Er um Seiner Knechte willen auch dieser Stadt gnädig sein wird?“ Das freute mich. Es war mir eine Bestätigung, als ein Bruder aus der separierten Kirchengemeinde bei einer Begegnung mit großem Nachdruck erklärte: „Unser Volk hat sich von Gott abgewandt; aber ich weiß, daß einige treue Knechte sich Tag für Tag im Gebet in den Riß werfen, daß Er uns doch noch gnädig sei.“

Ich suchte die Mutter eines früheren Schülers auf. Sie hatte in ihrer Wohnung noch zwei Flüchtlingsfrauen mit ihren Kindern aufgenommen. So saßen sie jetzt alle ratlos in den Zimmern: „Was sollen wir tun?“ Gerade war die Konfirmation eines der Jungen gewesen. Es war fast wie ein Wunder, daß wir in dieser Unruhe noch feiern konnten. Doch eines war uns gewiß: Der droben hilft uns! Doch welchen Rat sollte ich geben? Wir hatten es gehört, daß von den Schiffen, die die Flüchtlinge über See fortbrachten, in den Frühjahrsstürmen schon einige gekentert und gesunken waren, mit der Beschießung der Stadt war zu rechnen, einige Bomben fielen. Floh man in den Landbezirk, so war die Begegnung mit dem Feinde in unbekanntem Gelände noch viel schlimmer. So konnte ich nur eine Antwort geben: „Lassen Sie uns Gott fragen.“ Zu Hause fiel ich auf meine Knie und betete inbrünstig. Ein Psalmwort wurde mir gegeben: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf

Menschen; es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Fürsten." (Psalm 118, 8 u. 9.)

Das war die Antwort Gottes, und doch verstand ich sie nicht ganz. Was sollte das bedeuten, sich nicht verlassen auf Fürsten? Ich konnte es mir nicht erklären, und doch dankte ich meinem himmlischen Vater für Seine Offenbarung. Schnell stand ich von den Knien auf, und in Begleitung meines Vaters machte ich mich eilig auf, diese Antwort weiterzugeben. Wir waren noch gar nicht weit gegangen, da trafen wir vor der alten Marienkirche den einarmigen Bruder Münch, ein Mitglied der Gemeindevertretung. Aufgeregt fragte er mich: „Wollen Sie auch fortgehen?" Als ich ihm antwortete: „Nein, Gott hat mir befohlen zu bleiben!" seufzte er erleichtert: „Ich hatte mich schon entschlossen, selber auf die Kanzel zu steigen und zu predigen, wenn keiner mehr da ist." Ich erzählte ihm von der göttlichen Antwort, die ich erhalten hatte, und wie elektrisiert fiel er ein: „Sehen Sie! Das ist es ja. Die Menschen sagen jetzt: ‚Raus, nur raus! Wir kommen alle um.' Und Sie werden es noch erleben, daß Lautsprecherwagen durch die Stadt fahren werden mit dem immer wiederkehrenden Ruf: ‚Rette sich, wer kann!' Das sind die Fürsten. Denn die Partei hat die Macht an sich gerissen, und sie meint, sie kann wie ein Fürst über uns herrschen. Gott sei Dank, daß wir einen Vater im Himmel haben." Das war die Erklärung, und nun verstand ich auch Gottes Wort in seinem vollen Umfang. Es gab nur noch eine einzige Rettung, nämlich sich völlig Gott anvertrauen und sich nur von Ihm führen zu lassen. Das wurde mir so wichtig, daß ich es auch der versammelten Gemeinde im Sonntagsgottesdienst sagten mußte. Die Schloßkirche war übervoll. Flüchtlinge und Einheimische drängten sich. Ich mußte ihnen warnend zurufen: „Hört nicht auf das, was Euch andere Menschen sagen, hört auch nicht auf das, was Euch durch die Zeitung oder durch die Propaganda gesagt wird, sondern hört auf Gottes Stimme."

Aus dem Brief einer Studentin über diesen Gottesdienst: „Nie werde ich die Predigt vor dem Einrücken der Russen vergessen über 1. Petri 1, 13: „Darum, so begürtet die Lenden eures Gemütes, seit nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi" und dazu das Wort vom Altar: „Meine Augen sehen immerfort auf den Herrn."

Plötzlich begann eine Frau laut zu weinen. Das Schluchzen ließ nicht nach, man hörte es durch die Schlußliturgie und durch den Schlußgesang. Ich versuchte, die Frau zu trösten: „Warum weinen Sie, liebe Frau?" „Alles habe ich verloren, meinen Landbesitz, meine Heimat und meine Habe, und nun weiß ich auch nicht, wo meine Angehörigen sind. Ich bin ganz allein und einsam." Einer der Gemeindevertreter trat hinzu. Er sagte nur den

einen Satz: „Ein Blick auf Jesus macht das Herze still!" Und es berührte mich eigenartig, daß er gerade mit diesem Wort die Frau trösten wollte. Mußte man nicht vielmehr auf die Not des Menschen eingehen, um ihn dann verstehen und ihm helfen zu können, als ihm einfach solch einen Glaubenssatz vorzuhalten? Doch in den kommenden Tagen schon sollte ich es lernen, welche wunderbare Kraft in dieser Weisung lag.

Ein lieber Mensch bat mich, ein Kindchen zu taufen. Die Mutter lag in einem kleinen Zimmer unweit der Hauptstraße. Von den Strapazen der Flucht war sie sehr ermattet. Draußen hörte man das ferne Dröhnen des Kampfes, marschierende und abziehende Soldaten und das dunkle Stimmengewirr der Flüchtlingstrecks, die nach dem Osten zurückgeleitet wurden, hin und wieder von dem Heulen einer Lokomotivsirene übertönt, die einen ausfahrenden Zug anmeldete. In diesem kleinen Zimmer war es sehr still. Wir sangen. Das Kindchen wurde in die durchgrabenen Hände des Heilandes hineingetauft. Dann bat die Taufgemeinde um das heilige Abendmahl, und wir feierten es miteinander, Menschen, aus ihrer Bahn herausgerissen, von Gott an irgendeine Stelle hingestellt, nicht wissend, wie der nächste Schritt vor sich gehen soll. Das Wort des Apostels Paulus stand vor unseren Augen, das er aus dem Gefängnis seiner Gemeinde zu Philippi (Kapitel 4, 4–5) schreibt:

„Freuet Euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich, freuet euch. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe." Zum erstenmal wurde mir der Inhalt des Liedes klar, das wir dann miteinander sangen:

„Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl.
Das macht die Seele still und friedevoll.
Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
Daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch, Du weißt die Zeit,
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise Dich für Deiner Liebe Macht,
Ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
Und Du gebietest ihm, kommst nie zu spät.
Drum wart' ich still, Dein Wort ist ohne Trug,
Du weißt den Weg für mich, das ist genug."

Am 6. März hieß die Tageslosung aus dem Büchlein der Brüdergemeinde: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht, uns ist bange, aber wir verzagen nicht." 2. Kor. 4,

10. „Das ist das Wort, das ich für die Trauerfeier am Mittwoch brauche", fuhr es mir durch den Sinn. Eine unbekannte Dame hatte mich gebeten, an diesem Tage an der Gruft eines aus Danzig geflüchteten Hotelbesitzers, der todkrank in Stolp angekommen, von ihr aufgenommen und bis zum Ende gepflegt worden war, die Ansprache zu halten. Am Morgen des kommenden Tages fehlten zum erstenmal alle Kinder, die ich zu unterweisen hatte. Mehrere Bombenabwürfe hatten die Stadt beunruhigt, freilich keinen allzu großen Schaden angerichtet. Ein tiefes Erschrecken lag über der Stadt, fast schon eine Panikstimmung. Nach dem Mittagessen machten wir uns auf den Weg zum Friedhof. Die Hauptstraßen waren gestopft voll mit Menschen, Wagen, Pferden, dazwischen Personen- und Lastkraftwagen, und einzelnen kleinen Trupps Soldaten, die sich vom Feinde abgesetzt hatten. Vor einigen großen Geschäftshäusern standen Lastautos, zum Teil schon auf dem Bürgersteig, und Kisten und Sachen wurden in Eile aufgeladen. Eine große Hast und Unruhe lag über den Menschen. Nur mit Mühe konnten wir uns den Weg durch das quirlende Gewühl bahnen. Erst in einer schmalen Seitenstraße atmeten wir auf. Nur ein kleiner Trupp von älteren Männern arbeitete an der Schmiedebrücke. Anscheinend sollte sie zur Sprengung vorbereitet werden. Von einigen strömte ein starker Alkoholgeruch aus. Als ob der Schnaps sie über ihre Verzweiflung hinwegtäuschen sollte, so sah es aus. Vor der Tür seines Geschäftes in der Wilhelmstraße stand der alte Vater Mickley. Viele Jahre hatte er als treuer Christ seinen Dienst für seinen Herrn getan. Jetzt reichte er mir beide Hände: „Auf Wiedersehen im Himmel!" Von diesem Gruß war ich recht betroffen. Sollte meine innere Weisung mich betrogen haben? Gott hatte mir doch etwas ganz anderes gezeigt, und darum antwortete ich: „Du sollst nicht sterben, Vater Mickley, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen." „O nein", erwiderte er, „der Herr hat es mir gezeigt: Auf Wiedersehen im Himmel." „Und mir", antwortete ich, „Du sollst nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen." „Das ist gut!" meinte er, „aber gerade darum und zum letztenmal: Auf Wiedersehen im Himmel." Noch einmal drückten wir uns herzlich die Hände. Dann eilten wir weiter zum Friedhof. – In den ersten Wochen des Zusammenbruches erreichte mich dann die Nachricht, daß Vater Mickley, in seinen Kolonialwarenladen zurückgekehrt, von Banditen überfallen und mit Säbeln so zugerichtet worden sei, daß er aus vielen Wunden blutend sich noch gerade in die Wohnung seines Sohnes habe hinschleppen können, um dort in Frieden seine Augen zu schließen. Da war er zu seinem Herrn eingegangen, der ihn schon vorher gerufen hatte. –

Als wir auf dem Friedhof ankamen, warteten schon viele Leidtragende auf uns. Nur noch zwei Friedhofarbeiter waren da und gaben den Trauernden Schippen, Seile und Bretter aus, damit sie die Gruft für ihren Verstorbenen selbst graben und dann den Sarg an den Seilen in die Gruft herunterlassen konnten. Es war sehr still geworden. Hin und wieder jagte eine Kette von Jagdflugzeugen durch die Talsenke vor uns. Dann war auch sie plötzlich verschwunden, und man hörte nur von den jenseitigen Hängen das langsame Tacken der russischen Maschinengewehre, ab und zu unterbrochen von einer schweren Detonation von See her, die entweder von einer Sprengung oder von Schiffsgeschützen herrühren konnte. Wir sangen das Schlußlied, und schon standen wieder andere Trauernde da: „Bitte, helfen Sie uns, unseren Toten christlich zu bestatten." Von einem Grabe zum andern eilten wir und trösteten die Trauernden mit den alten Psalmworten, die doch immer wieder neu und lebendig sind, und mit dem Wort der Losung: „Wir leiden allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht, uns ist bange, aber wir verzagen nicht." Aber was konnten wir sagen auf die ängstliche Frage: „Was wird aus uns werden? Was sollen wir tun?" Da wurde ich an das Wort erinnert, das mir am Sonntag so eigenartig vorgekommen war, und nun empfand ich erst den Trost für mich und durfte ihn auch den andern weitergeben. „Ein Blick auf Jesus macht das Herze still." Das war es ja, was wir gebrauchen konnten. Und so starb vor dem leidenden Gottessohn auch unser Leid, und still und getrost durften wir auch unsere Zukunft in Seine für uns durchgrabenen Hände legen. Sehr müde wanderten wir in der Abenddämmerung nach Hause. Die Lautsprecherwagen, die am Nachmittag durch die Stadt gerast waren, um den Ruf: „Rette sich, wer kann" zu verbreiten, waren verschwunden, auch der große Lautsprecher auf dem Marktplatz war verstummt. Eine lastende gedrückte Stille lag über den leeren Straßen, stand hinter den oft verhangenen Fenstern. Kein Mensch war mehr zu sehen. Was würde werden? Als wir unsere Haustür öffneten, kamen uns schon gute Bekannte entgegen: „Wir wollen bei Ihnen bleiben. In dem Haus, in das wir einquartiert wurden, ist es uns zu unheimlich. Der Mann über uns fing auf einmal an, russisch zu sprechen. Er versicherte uns zwar, daß er uns schützen würde, doch wir halten es da nicht aus." Meine Mutter packte eifrig alle notwendigen Sachen zusammen. Ein Freund hatte angemeldet, er wolle mit uns zusammen nach Freichow, dem Haus an der See, das unserem Kreisjugenddienst gehörte, wandern. Zwei Schlitten wurden herausgeholt. Sollten wir bei dem beginnenden Schneesturm nun hinaus in die Kälte, nachdem wir uns den Tag über sehr müde gearbeitet hatten? Ich fragte meine liebe Mutter:

„Mutterchen, was sagt Dir der Herr?" Sie hielt einen Augenblick im Packen inne. Dann sah sie auf und antwortete: „Er sagt mir, daß ich nichts tun soll." „Und warum schaffst Du dann so sehr?" „Nun, ich muß doch meine Pflicht tun", und schon arbeitete sie wieder weiter. Einen Augenblick ruhte ich. Dann stand wieder vor mir der entsetzliche Satz: „Stolp ist zur Festung erklärt worden." Wann würde die Beschießung beginnen? Wir beteten. Langsam und doch geladen von Spannung schlichen die Stunden dahin. Zwei schwere Detonationen erschütterten die Stille. Später erfuhren wir, daß die Brücken gesprengt worden seien. Eifrig packten die Frauen. Eines der beiden Mädchen trieb zur Eile: „Mutter, und wenn ich zu Fuß am Strande entlang wandern soll, aber wir müssen hier heraus. Hier wird es furchtbar werden." Aber ihre Mutter war von den großen Strapazen erschöpft und ließ alles ziemlich teilnahmslos über sich ergehen. Wieder beteten wir. Würde die Beschießung beginnen? Da klappte die Haustür. Ein etwa fünfzehnjähriger Junge huschte herein: „Eben hat die Stadt bedingungslos kapituliert." Fort war er. Wir konnten ihn nichts mehr fragen. Mein Vater sah mich an. Eine Weile waren wir stumm. Dann sagten wir: „Wir wollen beten!" Und nun dankten wir dem, der uns durch seine wunderbare Fügung vor dem furchtbaren Unglück bewahrt hatte. Die Menschen, die auf dem großen Schulboden Ausschau in die Nacht hinaus zu halten versuchten oder müde und doch gequält vor Erwartung im Luftschutzkeller lagen oder saßen, verstanden meine Ruhe nicht, als ich ihnen die Nachricht überbrachte. Einer nestelte an seinem Parteiabzeichen, das er noch am Rockaufschlag trug, wieder andere weinten. Und nur wenige verstanden es, als ich ihnen sagte: „Danken Sie Gott, Er hat Großes getan und uns vor dem Schlimmsten bewahrt." Durch welche Not wir freilich noch gehen würden, wußte ich damals noch nicht.

Vom Feinde eingenommen.

Wir saßen in unserem Wohnzimmer. Vom Fenster aus konnte man über das Dach einen großen Teil des Stephansplatzes übersehen. In der Morgendämmerung tauchten die ersten Spitzen der russischen Armee auf. Wenig Infanterie. Dann folgten viele Panzer. Auf dem Platz selbst entwickelte sich ein lustiges Bild: Anscheinend hatte eine marschierende Einheit ein Lager von Fahrrädern entdeckt. Nun übten die Soldaten das Radfahren, kurvten umeinander. Hier und da stürzte einer, hatte sich aber bald wieder aufgerafft, lachte unbändig, freute sich wie ein Kind und setzte dann seine Übung weiter fort. War das Rad nicht mehr zu gebrauchen, so wurde ein anderes geholt. Ich kam mir vor

wie ein Kriegsschauplatzbeobachter, denn alle Wahrnehmungen wurden mir vom Fenster her mitgeteilt. Das verstand unsere Flüchtlingsfrau prächtig. Auch der elektrische Strom war noch da. Unter den Mittagsnachrichten hörten wir: „Unsere Truppen haben eine Sehnenstellung um Stolp eingenommen." Damit sollten wir wohl gemeint sein. Doch die Ereignisse waren schon weiter fortgeschritten. Am Nachmittag war der Strom fort, auch die Wasserleitung versagte ihren Dienst. Gegen Abend begann es in der Stadt sehr unruhig zu werden. Die Schaufenster der Geschäfte waren an manchen Stellen eingeschlagen. Viele zurückgebliebene Stadtbewohner hatten sich noch mit Lebensmitteln und anderen Dingen eingedeckt. Aber nun hatten die Soldaten anscheinend die großen Weinlager gefunden, die so lange der Bevölkerung vorenthalten worden waren. Bei beginnender Dunkelheit begann es zu schießen. Immer häufiger wurde der dumpfe Knall. Wir hatten am Nachmittag schon manches erlebt.

Soldaten waren ins Haus gestürmt, durchsuchten von oben bis unten alle Räume, und dann kam ihre Forderung: „Urr, Ring". Wir gaben ihnen, was wir hatten. Andere taten wieder sachlich ihre Pflicht und gingen, ohne etwas mitzunehmen. Einer bat meinen Vater um ein Taschentuch. Freudig gab ihm dieser drei. Ein besonders wilder, der schon versucht hatte, mit seinem Stiefel die Glasschiebetür meines Bücherschrankes einzutreten, zertrümmerte den Radioapparat, als der wegen des ausbleibenden Stromes keinen Laut von sich gab. Wieder ein anderer setzte meiner Mutter die Pistole an die Stirn. Sie stand hinter mir, und ich hörte nur, wie sie sagte: „Nicht hier, sondern da!" und dabei machte sie wohl eine Bewegung, die auf ihr Herz deuten sollte. Da kam eine große Entschlossenheit über mich. Ich richtete mein Gesicht mit dem erloschenen Blick und der leeren Augenhöhle fest auf ihn und hob warnend meine Hand mit den Worten: „Kamerad! Wenn es Dir nur nicht so geht, wie es mir ergangen ist." Hatte er mich verstanden? Er war verstummt. Ich hörte nur, wie er seine Pistole einsteckte. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte er sich mit seinen Kameraden. In jenem Augenblick war der Tod zwischen ihn und uns getreten, und er mochte wohl einen Blick in dessen Gesicht getan haben. Es war, als ob uns alle eine eiskalte Luft umwehte.

Die Schüsse draußen krachten dumpfer und häufiger. Wir fielen auf die Knie und rangen mit dem lebendigen Gott. Eine furchtbare Angst war in mir. Sollte bei jedem Schuß ein Mensch sein Leben lassen? Ich konnte mir die Sache nicht anders erklären. Da, in der Dunkelheit, klärte sich das Rätsel der Schüsse auf. Hier und da in einzelnen Häusern, dann in den Straßen, schließlich in der ganzen Innenstadt flammte ein Licht auf,

wurde zu einer Flamme, die sich zuletzt zu einer gewaltigen Feuersbrunst ausdehnte. Der Feind hatte die ganze Innenstadt, auch in anderen Stadtteilen einzelne Häuser in Brand gesetzt. Später wurde erzählt, daß es der Sühneakt für die gesprengten Brücken sei. Ein aufkommender Sturm trieb die Flammen auseinander. In den Räumen meines Elternhauses wurde es heißer und heißer. Nur das große breite Postgebäude hielt noch die Flammen von dem Dach ab. Wir lagen auf den Knien und schrien zu Gott: „Herr, erbarme Dich!" Die Haustür klappte. Ewald, ein Invalide, stand mit seiner Frau und einigen Hausgenossen im Hausflur und berichtete atemlos: „Wir hörten etwas im Vorderhaus knistern. Dann sahen wir ein Licht, Qualm drang in unsere Zimmer. Da haben wir uns schnell angezogen, unsere Betten ergriffen und konnten gerade noch über die Hintertreppe, die auch schon zu brennen anfing, unser Haus verlassen. Jetzt sind wir zu Euch gekommen. Dürfen wir bleiben?" Wir führten sie ins Wohnzimmer. Aber auch bei uns begann der Qualm durch die Türen und Fensterritzen einzudringen. Mein Vater kam von seinem Rundgang auf den Boden zurück: „Noch brennt unser Dach nicht, aber ich kann die Funken nicht löschen, die auf den geteerten Teil fallen." Wieder schrien wir zu Gott: „Herr, erbarme Dich!" Abwechselnd beteten wir, unsere Stimmen waren heiser geworden. Röchelnd begann der Atem in der stickigen Luft zu gehen. Doch wir wußten: Gott kann helfen. Er hatte es doch selbst gesagt: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten, so sollst Du mich preisen." (Psalm 50, 15.) Im Glauben beriefen wir uns auf seine Verheißungen. Wieder kam mein Vater zurück: „Jetzt schlägt die Flamme schon über das Dach des Postgebäudes. Es kann nur noch kurze Zeit dauern, dann wird auch die Post brennen, und dann ist auch unser Dach nicht mehr zu halten." Und doch wußten wir: Gott kann helfen. Und wieder beteten wir: „Herr, erbarme Dich!" Da geschah das Wunder. Der Sturm legte sich wie mit einem Schlage. Senkrecht stiegen die Flammen in die Luft, und dann langsam, leicht weiß und kühl, erst allmählich, dann dicht und immer dichter begann es vom Himmel herabzuschweben: Schnee. Gott hatte die Schleusen Seines Himmels geöffnet, und es war, als ob sich Seine gnädige Hand leise über all die Zerstörung, über all das Grauen legte, als ob Er den geängsteten und gequälten, oft schon furchtbar geschundenen, zerschlagenen und geschändeten Menschen sagen wollte: „Siehe, ich bin bei Euch." Noch viele Tage glimmte die Glut in den Ruinen, und manchmal flammte noch das Feuer auf. Doch seine Hauptkraft war gebrochen, und wir nahmen diese Hilfe aus der Hand unseres himmlischen Vaters und priesen ihn mit dankerfülltem Herzen.

Härteste Glaubensproben.

Doch die eigentliche Not begann erst. Mit meinem Vater holte ich das Wasser in Eimern aus einer Pumpe von weither. Die Lebensmittel gingen zu Ende, und wir hatten viele Leute zu versorgen. Aber immer wieder durften wir erkennen, daß wir einen Helfer haben, der uns nicht im Stich ließ. Flüchtlinge, die weiter zogen, gaben uns einen Teil ihrer Habe, die sie nicht mehr mitnehmen konnten, weil wir sie freundlich aufgenommen hatten. Ein Kornspeicher wurde geöffnet. Unser letztes, nicht gestohlenes Huhn fanden wir in eine Ecke eingeklemmt und schlachteten es gleich. Aber das ließ sich noch alles überwinden. Unsere größte Sorge war: „Wo bringen wir die Mädchen unter?" Auf dem Boden hatte ich mir ein Versteck ausgedacht, aber sie fürchteten sich, immer dort zu bleiben. Da geschah es. Wieder waren Soldaten gekommen und hatten die Wohnung durchsucht. Sie waren länger als sonst geblieben, und wir atmeten erleichtert auf, sahen es auch als eine Gebetserhörung an, daß sie gingen, ohne jemand etwas zuleide zu tun. Meine Mutter warnte unsere Hausgenossin: „Lassen Sie Ihre Töchter längere Kleider tragen!" Doch die Warnung wurde nicht gehört.

Der nächste Morgen kam. Ich hatte meine Sorgen vor Gott ausgeschüttet, und es war mir wie eine wunderbare Verheißung, daß ich die Losung erhielt: „Er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." (Psalm 91, 11–12.) Konnte an diesem Tage noch etwas geschehen? Ein Stein fiel mir vom Herzen. Gott hatte seine Zusage gegeben, und Er würde sie halten. Die Mädels kamen ins Zimmer. Ein wenig unruhig war ich doch. So sagte ich ihnen denn: „Geht auf den Boden, wer weiß, ob die Russen nicht kommen." Aber sie waren guten Muts: „Die Russen kommen nicht so früh, dazu haben sie gestern abend zu sehr gefeiert." Sie blieben. Da, die Haustür klappte, schwere Schritte auf dem Flur. Wie der Wind huschten sie heraus und die Bodentreppe hinauf. Leise schlug die Tür hinter ihnen zu. Hatten die Soldaten, die jetzt die Treppe hinaufkamen, etwas gemerkt? Sie kamen alle ins Zimmer. In meiner Verzweiflung griff ich zu meiner Geige, die an der Wand hing und spielte, spielte, wie ich wohl kaum in meinem Leben gespielt habe. Die Finger zitterten, aber fester und sicherer formten sich die Töne, und nun klang das Lied auf, das mich immer tief bewegte:

„Jesus, Heiland meiner Seele, laß an Deine Brust mich fliehn, da die Wasser näher rauschen und die Wetter höher ziehen." Mußte nicht diese Melodie eine beruhigende Wirkung auf die ent-

fesselten Sinne dieser Männer ausüben? Sie standen lange. Dann gingen sie, und es geschah doch das Furchtbare. Wir lagen auf den Knien und beteten und rangen mit Gott. Eins der Mädchen schleppten sie mit sich. Draußen auf dem Schulhof brach es zusammen. Die Mutter, die am Fenster saß, sah sie liegen und klagte: „Nun haben sie auf sie geschossen. Sie wird tot sein. – Mein Kind! – und wenn sie lebt, wird sie im Schnee erfrieren – – mein Kind, mein Kind – womit habe ich das verdient?" Ich faßte meinen Vater am Arm. Dieser klagende Ruf mahnte mich. Ein Entschluß war in mir gereift: „Vater, laß uns gehen und sie holen!" Mein Vater war lange still, dann sagte er: „Ein Soldat steht in der Pforte. Du kannst es nicht sehen, mein Sohn. Er wird schießen, wenn wir kommen." Und doch mußte ich es noch einmal sagen: „Vater, der Herr ruft uns, laß uns gehen." „Ja, wir gehen", war die Antwort. In unserem Hausflur blieben wir noch einmal stehen, falteten die Hände und ein Stoßseufzer stieg zum Himmel: „Herr, hilf!" Dann öffnete mein Vater die Hintertür, faßte mich an der Hand, und wir gingen die wenigen Schritte bis zu der Stelle, wo das Mädchen lag. Der russische Soldat hatte uns bemerkt, trat einige Schritte näher und mußte wohl auf das Mädchen deuten: „Laufen, laufen!" war sein Befehl. Er wollte wohl, daß sie aufstehen und ihm folgen sollte. Gab es eine Rettung? Da wurde uns ein witziger Gedanke gegeben. Ich forderte meinen Vater auf: „Väterchen, w i r laufen!" Und nun liefen wir, er ein alter Mann, und ich ein Blinder, Hand in Hand auf dem Hofe hin und her. Der Soldat war so verdutzt, daß er zunächst nichts sagte. Als er sich aber gefaßt hatte, rief er: „ich pupu!" Wir waren gerade bei dem liegenden Körper angekommen. Mein Vater beugte sich über ihn. War noch Leben darin? Dann erwiderte er: „du nicht pupu, schon tot." Wieder griff der Soldat sein altes Wort auf: „Laufen, laufen!" Und wieder wollten wir laufen. Aber diesmal mußte ihm doch die Sache zu komisch vorkommen. Er ging, ohne sich umzusehen. Einen kleinen Augenblick warteten wir. Dann faßten wir beide zu und trugen den liegenden Körper, der schon ziemlich kalt geworden war, ins Haus. Kaum hatten wir die Tür hinter uns geschlossen, da schlug das Mädchen die Augen auf und sprang auf ihre Füße. Nur ein Gedanke war in ihr: „Fort, fort, verstecken." Wir überlegten einen Augenblick. Es blieb nur der Keller übrig, obwohl auch darin schon die Soldaten gewesen waren. Sie hastete die Treppe hinunter, ihre Schwester ihr nach. Ein Strohsack, Wasser und Decken wurden hinuntergereicht, dann schlossen wir die Kellertüre, kein Schloß, nur ein schwacher Riegel hielt sie zu. Ich hatte noch nicht über all das Schreckliche nachdenken können, da polterte es im Durchbruch zur Schule hin. Mein Vater sah durch die

Glastür, anscheinend hatte man unsere Koffer und Kisten entdeckt und wollte sie aufbrechen und wegschleppen. Das durfte nicht geschehen. Und wieder stand das Losungswort des Morgens vor mir. Sollte Gott uns nicht bewahren? Was geschehen war, konnte ich nicht verstehen, und doch traute ich Gottes Wort. So öffnete ich die Verbindungstür. Mein Vater warnte mich. Es stand mir ein Soldat gegenüber, und anscheinend hatte er eine Pistole verborgen, jeden Augenblick konnte er schießen, aber ich ließ mich nicht schrecken und trat ihm entgegen: „Du nicht stehlen, ich gehen zu Kommandant." Wieder warnte mein Vater: „Jetzt hat er die Pistole am Oberschenkel, er wird schießen." Aber ich ließ nicht nach: „Du nicht stehlen, ich gehen zu Kommissar!" Still und unbeweglich standen wir uns gegenüber, dann ging er, und in meinem Herzen war eine große Freude. Die Gefahr war abgewendet. Doch da waren sie wieder. Es mußten wohl die gleichen sein, die bei den Mädchen gewesen waren. Sie schoben mich zur Seite: „curwa, curwa" und durchsuchten das ganze Haus. Eine furchtbare Angst ergriff uns. Würden sie sie wieder finden? Nur ein kleiner schwacher Riegel hielt die Kellertüre zu, aber sie gingen daran vorüber. Noch einmal durchsuchten sie das ganze Haus, und noch viel gründlicher, in jeden Winkel und jede Kammer wurde hineingeleuchtet. Und wieder gingen sie an der Kellertür vorüber. Waren sie mit Blindheit geschlagen? Sie verließen das Haus.

Ich aber lag auf den Knien, unwissend, was im Keller geschehen sei, und rang mit meinem Gott. Ein entsetzlicher Gedanke durchfuhr mich. Es war, als ob der Himmel und eine ganze Welt über mir zusammenstürzten. Sollte Gottes Wort mich getrogen haben? Es war wie ein Verzweiflungsschrei: „Herr, ich verstehe Dich nicht mehr!" Da wurde der Entscheidungskampf durchgekämpft. Wohl sah ich mit großem Dank, daß mein Herr mich behütet hatte, aber das furchtbare Leid dieser Mädchen konnte ich nicht in Zusammenhang mit dem göttlichen Verheißungswort bringen. Immer wieder rang sich dieser Verzweiflungsschrei durch: „Mein Gott, ich kann Di ch nicht verstehen!" Da tauchte das Wort auf, das mir vor Jahren Trost und Kraft geschenkt hatte: „Dennoch bleibe ich stets an Dir, Du hältst mich an meiner rechten Hand Du leitest mich nach Deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an." (Psalm 73, 23.) Da wurde ich still, und da, auf einmal zeigte mir Gott, wie Er diese Mädchen auf Seinen Weg führen wollte, und ich erkannte, daß Gott uns liebhat.

Währenddessen war im Keller etwas Eigenartiges geschehen. Später erfuhr ich es von der Mutter der beiden Mädchen und auch von ihrem jüngeren Bruder. Im Keller hatten sich beide

auf ihren Strohsack in eine Ecke gedrückt, noch benommen von dem Furchtbaren. Da wurde es ihnen plötzlich klar, daß die Gefahr noch nicht vorüber war. Sie beteten. Ihr Leben zog, wie es manchmal in solchen Augenblicken größter Gefahr zu geschehen pflegt, in einem Moment an ihnen vorüber, und die Älteste erkannte, daß sie doch nicht den rechten Glauben gehabt hatte, durch den man alleine gerettet werden kann, und da gelobte sie ihrem Herrn und Heiland: „Herr Jesus, ich hatte gedacht, daß mein Leben in Ordnung wäre; aber Du hast mir gezeigt, daß ich noch nicht mein Leben Dir übergeben habe. Wenn Du mich jetzt bewahrst, soll Dir mein Leben ganz gehören." „In diesem Augenblick sah ich", so erzählte sie, „meinen Heiland Jesus Christus mit ausgebreiteten Armen als eine Lichtgestalt vor der Innenseite der Kellertüre stehen." Dann kamen die Soldaten, und es geschah das Wunder. Keiner fand das Versteck.

Die Mädchen lagen lange im Keller. Endlich fanden wir einen Ausweg. Im Nachbarhaus war ein Kriechboden. Dort konnten sie versteckt mit anderen Mädchen bleiben, und wir hatten nur die Aufgabe, ihnen unbemerkt das Essen hinaufzutragen.

Immer noch schliefen wir nachts angezogen. Die Türen durften nicht verschlossen werden. Doch waren wir ruhig geworden und legten uns vor jeder Nachtruhe in die Hand unseres himmlischen Vaters. Eine Chaiselongue stand im Schlafzimmer meiner Eltern, dort schlief ich mit ihnen zusammen. Es war Mitternacht. Plötzlich erwachte meine Mutter, sprang aus dem Bett und lief in Windeseile die Treppen hinunter durch die Schule zum Luftschutzkeller. Wir wußten nicht, was geschehen war. Es war nichts zu hören, und die Soldaten hatten meine alten Eltern bisher auch bei nächtlichen Besuchen unbelästigt gelassen. Da knarrte die Haustüre. Schwere Schritte kamen näher, die Tür wurde aufgerissen. Ein Kerzenlicht blendete. „Pan?" Dann suchten sie weiter: „Matka?" Mein Vater verstand, was sie meinten, hütete sich aber zu sagen, wo meine Mutter war. Sie gingen. Nach langer Zeit kam meine Mutter: „Es hat mich eine Hand sanft an der Schulter gefaßt, und eine Stimme sagte: ‚Schnell fort!' " war ihre einzige Erklärung. Gott hatte Seinen Engel gesandt und Sein Kind wunderbar bewahrt.

Dienst in Trümmern.

Schon in den ersten Tagen nahmen wir unsere Gemeindebesuche wieder auf. Aber welche Fülle von Leid wartete auf uns! Viele getötet, verschleppt oder ganz verschollen, manches Mädchen und manche Frau geschändet. Die Zahl der Selbstmorde war ungeheuer groß. Der Reichtum einer blühenden Stadt war

in einem Augenblick zunichte geworden. Selten öffnete uns jemand die Tür. Oft mußten wir uns den Weg durch die offene Tür (die die Militärbehörde vorgeschrieben hatte) selbst suchen.

Am 23. März war ich zum erstenmal wieder auf dem Friedhof. Eine Rote-Kreuz-Schwester hatte mich abgeholt, damit ihre Mutter ein christliches Begräbnis erhielt. Eine große Veränderung war mit dem Friedhof vor sich gegangen, die Wege teilweise durch den vielen Wagenverkehr, der über den Friedhof geleitet wurde, aufgerissen, mehrere Reihen neuer Gräber. Der Vorarbeiter, der wieder seinen Dienst dort tat, erzählte, daß viele Leichen kaum noch bekleidet von Leichenkommandos, die der Russe wohl aufgestellt haben mußte, angebracht worden seien, und daß die Zahl der Toten viele Hunderte zähle, ja in die Tausende ginge. Auch auf dem Friedhof selbst sollten schreckliche Dinge geschehen sein. Die Friedhofkapelle war teilweise zerstört, in der dort aufgestellten Christusstatue noch die Löcher von den Kugeln zu fühlen. Während der Trauerfeier am Grabe wurden wir nicht gestört. Nur einige Soldaten waren da, die aber nichts taten. Auch auf dem Nachhause-Wege ließ man uns anstandslos passieren. Ein Zettel der Sowjet-Registraturkommandantur, auf dem nur der Name und Vorname mit einem Sowjetstempel bestätigt war, und die Tracht der Schwester genügten, uns durchzulassen. Und doch, welche Not hatten wir ausgestanden, als durch Anschlag mitgeteilt wurde: „Jeder Einwohner der Stadt Stolp hat sich auf der Registraturkommandantur anzumelden. Wer keinen Ausweis hat, wird bestraft." Am ersten Anmeldungstage waren wir noch nicht gegangen. Zurückkehrende hatten dann auch erzählt, daß ein großer Teil der Männer zwischen 16 und 60 und der Frauen zwischen 15 und 50 Jahren dort festgehalten worden seien. Auch am nächsten Tag kehrten sie nicht zurück, und viel später hörte man, daß alle nach Graudenz verschleppt worden seien, um von dort weiter nach Rußland transportiert zu werden. Schließlich mußten auch wir zu dieser Anmeldung gehen. Nur mein Vater begleitete mich, denn eine innere Stimme sagte meiner lieben Mutter, daß sie nicht gehen solle, und wir hatten im Verlauf der Zeit gelernt, auf diese innere Stimme zu hören und Gott zu bitten: „Herr, leite mich!" Es kam dann auch so, wie wir es uns gedacht hatten. Ein Teil der Frauen wurde in eine besondere Reihe gewiesen. Erst gegen Mittag kamen wir an die Reihe. Aber der Beamte war recht freundlich. Sollten unsere Gebete, die wir ständig während unseres Wartens zum Himmel sandten, das bewirkt haben? Er fragte nur: „Invalid?" und stellte dann anstandslos die Ausweise, auch für meine Mutter, aus. Mein Beruf interessierte ihn anscheinend

nicht, denn er fragte mich nicht einmal danach. Nun nützte uns dieser Ausweis. Sicher geleitete mich die Schwester damit nach Hause. Als wir den Hausflur betraten, kamen uns zwei Soldaten mit Einweckgläsern im Arm entgegen. „Oh, nicht doch!" sagte die Schwester, „nicht zwei, sondern eins!", und nahm damit jedem ein Weckglas fort. Die Soldaten waren aufs äußerste verdutzt und gingen. Erst in der Küche fiel uns die ganze Schwere unseres Wagnisses auf die Seele. Wie sollten wir uns der Soldaten erwehren, wenn sie wieder zurückkamen? Da kniete die Schwester nieder und rief Gott, Jesus und die Jungfrau Maria an. An ihrem Gebet merkte ich, daß sie der römisch-katholischen Kirche angehörte, war aber über ihren Gebetseifer und den damit bezeugten Zeugenmut erschüttert und gar nicht erstaunt, daß dann auch keine Schwierigkeit mehr kam. So war ich auch gerne bereit, als sie mich bat, doch am Gründonnerstag und Karfreitag in ihrem Haus einen Gottesdienst für die Hausgemeinde beider Konfessionen zu halten. Auch zu diesen beiden Veranstaltungen holte sie mich ab, und die tiefe Stille in ihrer Wohnung, wo etwa 30 Menschen in jeder Altersstufe Gottes Wort hörten, beteten und das Sakrament des heiligen Abendmahls nahmen, während über und unter uns betrunkene und wollüstige Soldaten ihre Orgien feierten, zeigte mir, daß Gott gegenwärtig war.

In jener Zeit geschah es, daß ein treuer Gemeindepfarrer, der keinen Ausweis zur Ausübung seines Dienstes erhielt, vor dem Fenster seiner Wohnung aus, die neben der Kommandantur der NKWD. lag, den Sarg der vorüberziehenden Trauergemeinde einsegnete.

Wunderbare Errettung.

Kurz danach hörten wir, daß mein Freund, der Jugendwart, aufgegriffen und verschleppt worden sei. Wo er hingekommen war, wußten wir nicht, doch beteten wir viel für ihn. Der Ostermorgen brach mit strahlendem Sonnenschein herein. Wir saßen morgens sehr früh am Kaffeetisch. Plötzlich wurde die Haustür aufgerissen, Schritte näherten sich eilig der Innentür. Sollte uns wieder ein neues schweres Erlebnis bevorstehen? Da pochte es, und herein trat mein Freund Erich Drescher, begleitet von zwei Jungen. Nur ein Stammeln: „Jesus lebt!" rang sich von seinen Lippen. Dann schwieg er lange. Auch ich war tief erschüttert, hatten wir doch eben noch an ihn bangend im Gebet gedacht, und nun stand er leibhaftig vor uns in voller Freiheit. Und dann erzählte er auf unsere sich überstürzenden Fragen:

„Es waren viele Hunderte, die im Gefängnis in den einzelnen Zellen saßen oder lagen. Von Liegen kann man eigentlich gar nicht sprechen, denn in eine kleine Zelle, in der sonst zwei Ge-

fangene sind, waren wir zu 20 hineingestopft. Wir hockten mit angezogenen Beinen. Es war Karfreitag. Ich sah mir die Leute an: Männer und Frauen meines Alters, auch ältere und jüngere dazwischen. In einer Ecke saß eine vornehme Dame. Ich sah noch die Schminke in ihrem Gesicht. Später erfuhr ich von ihr, daß sie Schauspielerin sei. Wir waren zunächst noch guten Muts. Was konnte uns passieren? Bald mußte ja das Verhör kommen, und unsere Papiere waren alle in Ordnung. Doch der Tag verging, ohne daß man sich um uns kümmerte. Mittags wurden wir auf den Gefängnishof hinausgelassen, um dort zu zwei und zwei in langsamem Schritt, sorgfältig bewacht, unseren Spaziergang zu machen. Als die Abenddämmerung begann, erinnerte ich mich, daß ja mein Neues Testament noch in meiner Tasche steckte. Ich zog es heraus und begann, daraus für mich die Passionsgeschichte zu lesen. Meine Nachbarn wurden aufmerksam, und als sie merkten, daß es die Bibel war, baten sie mich, doch laut zu lesen, damit alle etwas davon hätten. Die Dame gegenüber, mit der ich im Verlauf des Tages in ein Gespräch gekommen, wollte davon nichts wissen. ‚Ich glaube nicht daran!', war ihre Antwort. Aber die anderen hörten nicht darauf, und so gab ich ihnen nach und las Gottes Wort laut, und dann betete ich. Es war in der Zelle ganz still geworden. Jeder dachte an den Schmerzensmann auf Golgatha. Ob wir auch einen solchen Weg geführt werden sollten? Dann kam die Nacht.

In der Frühe des nächsten Tages ging die Botschaft: ‚Nach Sibirien' auf geheimnisvolle Weise von Zelle zu Zelle. Jemand mußte es wohl von einem der Posten erfahren haben, und der Soldat, der uns mittags zu dem schon bewußten Spaziergang hinausführte, verzog sein mongolisch geschnittenes Gesicht zu einem Lächeln, als er ‚sibiria' bestätigte.

Eine tiefe Verzweiflung bemächtigte sich der Zellengenossen. Die junge Dame konnten wir nur mit Mühe davon zurückhalten, daß sie sich das Leben nahm. Dann sah sie mich plötzlich an: ‚Warum sind Sie so ruhig?' Und nun konnte ich ihr erzählen von dem, der mein Herr geworden war und mir auch in dieser furchtbaren Lage die Ruhe schenkte. Als es dann Abend wurde, faltete auch sie ihre Hände mit den anderen. ‚Ich will versuchen zu glauben.' Das war ihr Trost. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war womöglich noch größer, als ich abends wieder las. Diesmal konnte ich aber nicht anders, ich mußte ein Wort der Auslegung sagen. Das eine Wort, das Dr. Martin Luther manchmal mit Kreide auf seinen Tisch schrieb, wenn er angefochten wurde, bewegte mich. Und so sprach ich über dieses eine Wort: ‚Vivit!' Er lebt. Wieder verbrachten wir eine lange Nacht in dumpfem Brüten. Aber in mein Herz war tiefe Freude gezogen. ‚Jesus

lebt!' war mir eine frohe Gewißheit geworden. Was konnte nun noch geschehen!? –

Heute morgen war es ja noch recht kalt, als unsere Zelle geöffnet und wir auf den Hof hinausgetrieben wurden. Da stand schon eine lange Kolonne, viele hunderte, ja vielleicht über tausend Menschen. Posten ordneten die Reihen durch Kolbenstöße. Wir wurden an den Schluß gestellt, und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. In meinem Herzen betete ich: ‚Jesus, Du lebst! Hilf uns!' Wie ein getretener Wurm wand sich die Menschenkolonne durch die Straßen. Schon waren wir an den letzten Häusern. Die Morgennebel begannen zu weichen, und die ersten Strahlen der Sonne erwärmten uns allmählich. Neben mir schritt eine hochschwangere Frau. Ich hatte sie gestützt. Wir waren am Ende des Zuges. Nur noch ein Posten hinter uns, aber der trieb uns zur Eile an. Immer wieder dachte ich in meinem Herzen: ‚Jesus lebt! Kann Gott nicht helfen?' Da sah ich am Straßenrande einen russischen Offizier stehen. Er mußte schon einen höheren Rang bekleiden, denn er trug eine gutgeschnittene Uniform. Aber sein Auge war kalt. Gleichgültig, wie abwesend blickte er über die Reihen der Marschierenden. Da schoß es durch meinen Sinn: ‚Mit ihm mußt du sprechen.' Ich sprang aus der Reihe, zeigte auf die nur mühsam gehende Frau und rief ihm zu: ‚Jesus lebt! Christus ist auferstanden. Erbarmen Sie sich über diese Frau und lassen Sie sie nach Hause gehen.' Sein Gesicht veränderte sich nicht, aber ich merkte, daß er aufmerksam zuhörte. Der Posten hinter uns holte schon mit seinem Gewehrkolben zum Stoß aus, damit wir weitergingen. Noch einmal bat ich mit dem Mut der Verzweiflung: ‚Jesus Christus ist auferstanden. Erbarmen Sie sich doch über diese Frau.' Der Soldat richtete den Lauf seines Gewehres auf uns, denn auch die anderen unserer Zelle waren mit uns stehengeblieben, und der Soldat hatte dafür zu sorgen, daß der entstandene Zwischenraum sich wieder schloß. Da griff der Offizier zu. Mit seiner linken Hand drückte er den Gewehrlauf nieder. Einige russische Worte. Dann hob er seine rechte Hand und deutete auf uns. Mit einer Bewegung wies er auf den Weg zur Stadt. Wir verstanden nur die Worte: ‚Damai, nach Hause.' Du kannst dir denken, wie wir gelaufen sind. Auch die Schauspielerin war dabei. Als wir uns trennten sagte sie nur eins: ‚An Ihrer Religion muß doch etwas Wahres sein.' – Nun bin ich hier", schloß sein Bericht. Tief bewegt falteten wir noch einmal die Hände und dankten mit Tränen Gott für Seine wunderbare Führung. Dann ging er, und ich mußte auf unseren Hausboden eilen, um den auf dem Nachbarboden liegenden Mädels durch die Wand von jener wunderbaren Begebenheit zu erzählen. Das war Ostern. Am nächsten Tage kam die überraschende

Nachricht, daß er wieder festgenommen worden sei, mit ihm Pastor S. Als ich am nächsten Tage das Haus am Bismarckplatz aufsuchte, in das sie mittlerweile umgezogen waren, traf ich nur Frau Pastor S. und ihre Hausgehilfin an. In der frühen Morgenstunde des 2. Feiertages war das Haus durchsucht worden, und da für einen Raum und einen Stahlschrank keine Schlüssel vorhanden waren, nahm man die beiden Männer mit unter der Zusicherung, daß sie bald wieder zu Hause sein würden. Nach einigen Tagen kehrte auch mein Freund zurück, wieder wunderbar freigekommen. Aber Pastor S. blieb in Haft.

Die Glocken läuten.

Die zweite Registrierung war befohlen. Ich hatte meinen geistlichen Beruf angegeben. Aber es war mir nicht bange. Gott führte mich. Der Beamte, wieder der gleiche, war sehr freundlich: „Sie chaben kleine Wohnung, nicht gut, Sie sollen chaben gute Wohnung in Beamtenhaus." Dabei nannte er uns Weidenstraße 18, 2. Stock. Gern wäre ich mit meinen Eltern in der alten Wohnung geblieben, aber das Viertel sollte geräumt werden. So zogen wir um. Einer meiner späteren Konfirmandenjungen half uns treu dabei. Auf einen kleinen Handwagen wurden die Möbel geladen, und nach und nach brachten wir den ganzen Hausrat in die entlegene Gegend. Zwischendurch waren einzelne Amtshandlungen durchzuführen. Die Beanspruchung war reichlich. Aber immer wieder tröstete uns das Wort: „Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden."

In der neuen Wohnung stand auf einmal die Not der Gemeinde vor meinen Augen. Was sollte aus der Kirche werden? Schon lange wurden die beiden noch unversehrten kirchlichen Räume nicht mehr als Gefängnisse benutzt. Aber noch immer konnte man die Menschen nicht sammeln, da die Verschleppung und der sonntägliche Arbeitszwang nicht aufgehört hatten. Täglich lag ich im Gebet vor Gott. Was sollte werden? Mein Geburtstag kam. Frühmorgens begrüßte mich mein Vater: „Mein lieber Sohn! Ich habe Dir einen Spruch gezogen und möchte ihn Dir vorlesen. Denke, was der Herr Dir gegeben hat." Und dann las er Psalm 55, 23: „Wirf Dein Anliegen auf den Herrn. Er wird dich versorgen. Er wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen." Ich schloß noch einmal meine Augenlider. Es durchfuhr mich: „Den Gerechten." Das war ich ja nicht. Also galt auch das Wort nicht mir. Aber dann stieg das Wort vor mir auf, das schon am Rande der Kindheit mir zum Glauben geholfen hatte: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." Und nun durfte ich mit Freuden zugreifen. Gott hatte

an diesem Tage zu mir gesprochen, und Sein Wort war eine köstliche Verheißung für mich. So hielt ich denn in den kommenden Tagen im Gebet vor Gott an. Es war Freitag vor Pfingsten. Mit einem schweren Herzen überlegte ich, wie ich all den Bitten der Gemeindeglieder, in ihren Häusern am Pfingsttage eine Andacht zu halten, nachkommen könnte. Die ungeheure Arbeitslast und die Not der Gemeinde, die noch keinen Gemeindegottesdienst hatte, stand vor meinen inneren Augen, und wieder ging ich ins Gebet. Da war es, als ob mir gesagt wurde: „Steh auf und geh!" Ich hatte vor, an diesem Tage den Küster der Schloßkirche aufzusuchen. So ging ich hin, traf ihn aber nicht an. Doch seine Frau begrüßte mich und erzählte mir gleich: „Wissen Sie schon, daß Pastor B. in Glowitz seit dem Einmarsch der Russen an jedem Sonntag Gottesdienst hält? Ja, es ist sogar schon ein Russe zum heiligen Abendmahl gewesen." Das war mir neu und erfüllte mich mit großer Freude. Dann mochte das gleiche auch in Stolp nicht unmöglich sein. Eilig ging ich weiter, um noch einen Besuch zu machen. Auch dort erwartete mich eine freudige Nachricht. Die alten M. berichteten, daß am Vormittag Diakon Niehoff aus dem Gefängnis und der Haft entlassen, sich bei ihnen ausgeruht habe. Er war zwar sehr elend, da sein schweres Nierenleiden, das ihn für den Dienst an seiner Heimatgemeinde während des Krieges freigemacht hatte, wahrlich nicht besser geworden, aber: „Das erste, was ich tue, wenn ich heimkomme", sagte er, „ist, daß ich den russischen Kommissar bitte, doch die Beerdigungen, Taufen und den Konfirmandenunterricht wieder zu gestatten." Das war für mich eine klare Weisung. Was woanders möglich war, sollte doch auch in Stolp möglich sein. So fragte ich denn die beiden Jungen, die am Samstagfrüh bei mir zur Christenlehre erschienen: „Wollt Ihr mich zum russischen Kommissar ins Rathaus führen?" Mit Freuden bejahten sie. Noch einmal baten wir Gott um seinen Segen. Dann zog ich meinen schwarzen abgeschabten Mantel an, faßte sie beide an der Hand, und wir gingen miteinander den gewagten Weg. Eine Dolmetscherin empfing uns: „Wohin?" Ich erklärte ihr, daß ich Pope sei und darum bitten wolle, daß morgen Gottesdienst gehalten werde. Sie wies mir einen Platz auf der sonnenbeschienenen, zu ebener Erde liegenden Fensterbank des Rathauses an. Nach einer Weile kam sie wieder: „Komm!" Ich wurde in das Zimmer geführt, in dem früher der Polizeichef gesessen hatte. Später erzählten mir die Jungen, daß der ganze Raum mit rotem Tuch ausgeschlagen gewesen sei. Hinter dem großen Schreibtisch habe ein russischer Offizier mit vier Sternen am Kragen gesessen und links von ihm einer in einer khakigelben Uniform. Als ich dem hinter dem Schreibtisch erklärte, daß ich evange-

lischer Geistlicher sei und ihn bäte, doch am kommenden Sonntag den Gottesdienst für die evangelische Gemeinde zu gestatten, fragte er mich: „chaben Kirche?" Wahrheitsgemäß konnte ich antworten, daß die Petrikirche und der Gemeindesaal in der Immelmannstraße zur Verfügung stünden. Dann überzeugte ich ihn, daß wir mit eigenen Kräften beide Gotteshäuser, die sehr verschmutzt waren, säubern würden. „Nicht sprechen Hitler", war seine weitere Weisung. Das war ja selbstverständlich, denn wir hatten genug unter diesem Mann gelitten. Und nun kam eine ganz merkwürdige Aussage. Der in der Khakiuniform fiel ein: „beten russische Armee." „Du chalten Kirche, wann Du willst." Als ich mich verabschiedete, rief mir noch die Dolmetscherin nach: „Und klingeln." Mir brummte der Kopf. Ich mußte, als ich nach Hause kam, mich erst einmal hinsetzen. Was hatte ich erreicht? Daß ich von nun an Gottesdienst halten konnte, sooft mir notwendig erschien, war mir klar. Das „Klingeln" konnte nur bedeuten, daß auch die Glocken geläutet werden durften. Aber was sollte das heißen: „beten russische Armee"? Das konnte man doch unmöglich verlangen, daß ich für die russische Armee beten sollte. Erst viel später erlebte ich es, was dieses Wort vielleicht bedeuten konnte. Doch nun hieß es, an die Arbeit gehen. Die Jungen nahmen gleich die Weisung für den Küster in der Immelmannstraße zur Vorbereitung des Gottesdienstes mit. Viele fleißige Hände halfen freiwillig, und am ersten Pfingsttag läutete zum erstenmal wieder eine Glocke.

Aus dem Brief einer Gemeindehelferin: „Unseren ersten Gottesdienst durften wir mit Genehmigung des Stadtkommandanten am Pfingstsonntag halten. Die Petrikirche war sehr verschmutzt, aber mit Hilfe treuer Gemeindeglieder hatten wir bald alles in Ordnung gebracht, den Altarraum sogar mit Flieder und Maiengrün festlich geschmückt. Der Gottesdienst war um 18 Uhr angesetzt, und um $17^1/_2$ Uhr begannen wir mit dem Läuten der Glocken, zum erstenmal nach langen schweren Wochen wieder der Klang der Glocken über unserer zerstörten Stadt. . . . Nach Pfingsten war an jedem Sonntag zweimal Gottesdienst in der Petrikirche und einmal im Immelmannsaal. Immer war die Kirche voll besetzt, sogar russische Soldaten nahmen am Gottesdienst teil, obgleich sie meistens kein Wort verstanden."

Es war an einem der ersten Sonntage, nachdem wieder die Gottesdienste begonnen hatten. Der Gemeindesaal in der Immelmannstraße war von Menschen gefüllt. Die furchtbare Not meiner Glaubensbrüder und -schwestern, ihr Hunger, ihre Blöße, die grauenvollen Leiden der Frauen, die sich vor den Übergriffen der

Soldaten oft nicht verbergen konnten, der Männer, die, gerade aus der Verschleppung zurückgekehrt, nun matt, siech und verhungert zu Hause lagen, noch mit dem Grauen der Erinnerung an den furchtbaren Leidensweg in ihrem Herzen, der Kinder, die ihre Eltern verloren hatten, und nun bei fremden Leuten oft ein kärgliches Dasein fristeten oder sich selbst überlassen auf den Straßen und Plätzen herumlungerten und nur durch Raub und Diebstahl ihr Leben fristeten, der Mädchen, die wie ein scheues und gehetztes Wild von einem Versteck ins andere flohen oder sich müde ergeben hatten, der Alten, die immer noch zur Arbeit herausgeholt wurden, obwohl ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, derer, die ihre Heimat verloren hatten, derer, die einen falschen Weg gegangen waren und nun mit Schrecken erkannten, wo sie standen, und derer, die über dem unfaßbaren Leid ihren Glauben verloren hatten, all das ganze Elend stand vor meinen Augen und trieb mich in ein inbrünstiges Gebet. Könnte Gott nicht helfen? Aber dann stand es vor mir, das Wort aus den Klageliedern des Propheten Jeremia 3, 39: „Was murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde." Und ich mußte erkennen, daß das Gericht des lebendigen Gottes über uns hereingebrochen war. Und doch: Sein Wort sagt es: Seine Barmherzigkeit hat doch kein Ende, und mein Flehen sollte nicht aufhören, bis Er geantwortet hatte. Der Gottesdienst war zu Ende. Langsam leerte sich der Saal. Am Ausgang reichte ich noch jedem die Hand. Wir waren eine Leidensgemeinschaft geworden. Jemand hielt meine Hand ein wenig länger: „Darf ich Sie hernach noch sprechen?" Ich bejahte. Als die Leute gegangen waren, trat jener Mensch an mich heran: „Ich muß Ihnen noch etwas sagen. Als ich vor Gott im Gebet lag und Ihm meine ganze Not klagte, war es, als ob eine Stimme zu mir sprach: ‚Nicht klagen, sondern danken.' Seit der Zeit ist eine wunderbare Freude in mein Herz eingezogen, und ich darf immer wieder danken, daß Er alles in Seinen Händen hält, und daß auch das Leid aus Seinen Händen kommt." Der unbekannte Mensch ging, und wir wanderten nachdenklich nach Hause. Sollte das auch die Weisung für uns sein? Doch dann, ganz allmählich, zündete es. Das war es ja, daß wir Ihn, unseren Herrn und Heiland, noch hatten und mit Ihm die unaussprechliche Gabe Seines Wortes und Sakramentes, das uns im Gericht noch Seine Gnade anbot, und wir wurden froh darüber.

So legte ich denn getrost auch die Sorge für die Landgemeinden, in denen ich Gottesdienst gehalten hatte, in die Hand meines Heilandes. Besonders lag mir Wobesde am Herzen. Ich hatte nie dort gepredigt, wußte aber, daß eine Mormonengemeinde am Ort sei, und die kirchliche Gemeinde lange Zeit von auswärts

her versehen wurde. Da erinnerte ich mich, daß in der Nähe ein gläubiger Bauer wohnte, der wohl in der Lage sei, Gottesdienst zu halten. So bat ich meinen himmlischen Vater, Er möchte doch auch dort Seinen Willen offenbaren. Ein Jahr später begegnete ich einem Gemeindeglied aus Wobesde und erfuhr zu meiner großen Freude, daß schon seit dem Frühsommer 1945 jener Bauer dort regelmäßig Gottesdienst halte und rechter Segen auf der Gemeinde liege. Die Mormonengemeinde dagegen habe plötzlich Haus und Hof verlassen und sei unter dem beständigen Ruf: „Der Geist hat gesagt: ‚Wandert! Wandert!'" fortgezogen.

Ein Begleiterjunge wurde angenommen, und nun begann jene Landarbeit, die mich mit großer Freude erfüllte. Ich wußte, daß viele Landgemeinden, in denen ich schon während des Krieges als Student und Vikar gepredigt hatte, auf Gottes Wort warteten. Doch es fehlte mir die Begleitung, sie aufzusuchen. Lange hatte ich dies jeden Morgen meinem himmlischen Vater hingelegt, und nun erhörte Er das Gebet herrlich. Ich machte mich oft am Sonntag auf den Weg, und sie kamen zusammen, die Gottes Wort so lange nicht gehört hatten und dankten dem Herrn dafür, daß er ihnen doch sein Wort als Trost und Kraft gelassen hatte. Es war an einem Sonntag in Sageritz. Der Küster erzählte mir, daß eine Künstlerin einen Teppich aus Südrußland gestiftet habe mit der Bemerkung: „Möge dieser Teppich, so wie er hierhergekommen ist, auch eine Brücke zwischen den Völkern bilden." Es wunderte mich dann auch nicht, daß gerade dort ein russischer Soldat sein Kind mit den anderen deutschen Kindern zur Taufe brachte.

Kirchliche Aufbauarbeit.

Bald wurden unsere zwei Zimmer für den Dienst an der ganzen Gemeinde zu klein. Auf Anraten eines Gemeindegliedes ging ich zur Registraturkommandantur und stellte meine Lage vor. „Schreiben Sie ein Gesuch!" war die Antwort. Und schon nach wenigen Tagen konnte ich mir den Bescheid holen: „Beziehen Sie ein Pfarrhaus, welches Sie wollen." Ich wählte das in der Schloßstraße. Es war groß und geräumig, von der Brückensprengung noch nicht allzusehr zerstört, und da es keine Fensterscheiben hatte, bestand auch die Möglichkeit, die leeren Felder mit Glas zu füllen. Die kommenden Monate sollten zeigen, daß die Wahl die einzig richtige gewesen war. Freilich hatten wir sie uns auch von Gott erbeten. Mein Freund, der Jugendwart, hatte sich für den Predigtdienst zur Verfügung gestellt. So konnten wir uns die Arbeit teilen, und sie ging leichter vonstatten. Mit großem Eifer wurde das Pfarrhaus wieder instand gesetzt. In jenen

Tagen kehrten die ersten Kameraden aus meiner früheren Jugendarbeit aus der Gefangenschaft oder Verschleppung zurück. Einer klopfte an meine Tür: „Da bin ich. Können wir mit der Jugendarbeit wieder beginnen?" Es kostete mich viel Mühe, ihm klarzumachen, daß meine Zeit durch die Gemeindearbeit reichlich besetzt sei, und daß sie die Arbeit wohl alleine würden durchführen müssen. Das verdroß ihn aber keineswegs. „Weißt du", sagte er, „wir haben uns in Wismar getroffen, Ernst und ich. Ganz zufällig, wie man so sagt. Und als uns klar wurde, daß wir beide nach Stolp wollten, haben wir uns in die Hand gelobt: „Wenn wir glücklich nach Hause durchkommen, so wollen wir unser ganzes Leben dem Herrn Christus zum Dienst an der Jugend zur Verfügung stellen. Jetzt wird Er uns schon Seinen Segen geben." Der einfältige Glaube meines jungen Freundes rührte mich. Wie wollte er ohne Vorbildung mit seinem schwerverletzten Fuß, der ihn immer wieder wochenlang ins Bett warf, und Ernst mit seiner kaputten Lunge wohl die Jugendarbeit planmäßig durchführen? Aber ich dachte an die Zeit, wo ich oft mit manchem Mißerfolg mich als junger Kerl durchgeschlagen hatte. Darum legte ich mit meinem jungen Freunde die Sache Gott hin. Als wir von den Knien aufstanden, waren wir über dem ganzen Plan ruhig geworden, und er erschien uns nicht so unmöglich wie zu Beginn.

Nach wenigen Wochen hatte Erich mit einigen Helfern das Lutherheim schon wieder leidlich in Ordnung. Es war ein Abend im Frühsommer, als ich zu der ersten Zusammenkunft eingeladen wurde. Wir saßen in dem kleinen Zimmer im alten Lutherheim in einem Kreis von zehn bis zwölf Jungen und jungen Männern zusammen, die meisten von dem hinter uns liegenden Krieg gezeichnet. Einer hatte ein Auge verloren, der andere einen verletzten Arm, wieder einer ein organisches Leiden, dazu einige Jungen, die durch die schwere Zeit der Not noch unversehrt hindurchgekommen waren. Das alte Lied, das wir in der Verfolgungszeit so oft gesungen hatten, klang wieder auf. Wir sangen es wie immer, langsam und doch mit einer inneren Wärme. Aber jetzt erst merkten wir, was es uns sagen wollte:

„Kommen wir geschritten über braches Feld.
Unter unsern Tritten wächst die neue Welt.
Über unserm Schreiten wandert Gottes Schritt.
Alle Ewigkeiten rauschen davon mit.
Mitten durch die Zeiten geht des Christus Gang,
Alle Ewigkeiten werden Sturmgesang.
Daß die Nächte sprühen von dem neuen Schein.
Alle müssen glühen und wie Feuer sein."

Einer erzählte, wie ihn Gott wunderbar während des Krieges geführt und durchgebracht habe, ein anderer fiel ein mit dem gleichen Bericht. Alle waren wir uns einig! Gott hatte Großes getan, und es war uns ein großes Geschenk, daß wir im Freundeskreis in all der Not wieder zusammen sein durften. Einer schlug sein Neues Testament auf. Wir lasen den Schluß des Matthäusevangeliums. Jesus spricht zu seinen Jüngern: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." War das Wort nicht zu uns geredet? Ja, noch einmal falteten wir die Hände miteinander. Jeder betete kurz und rauh, wie es eben Jungen oder junge Männer tun. Aber diese kurzen Worte kamen von Herzen. Dann reichten wir uns im Kreis die Hände, und das Abendlied, das so oft unsere Zusammenkünfte beschlossen hatte, klang auf:

„Nun, Brüder, eine gute Nacht.
Der Herr im hohen Himmel wacht.
In Seiner Güte uns zu behüten
Ist Er bedacht.
Ihr, Brüder, wißt, was uns vereint.
Ein' andre Sonne hell uns scheint.
In ihr wir leben, zu ihr wir streben
Als die Gemeind'."

Es war schon etwas Besonderes um diesen Kreis, und mit einer tiefen Freude im Herzen ging ich nach Hause.

Eine fröhliche Arbeit setzte sein. Der Konfirmandenunterricht begann; die Christenlehre wurde zweimal in der Woche durchgeführt. Die altlutherische Gemeinde stellte uns dafür ihre Kreuz-Kirche zur Verfügung. Immer wieder berichteten die Kinder aus ihrer großen Not. Aber auch immer wieder erlebten wir es, daß Gott die Gebete Seiner Kinder wirklich erhört.

Aus dem Brief einer Gemeindehelferin: „Zur Christenlehre kamen die Kinder mit wahrer Begeisterung. Herr Giese erschien jedesmal mit Laute oder Geige, was den Kindern besonders viel Spaß machte. Er unterrichtete die Jungen von 10–12 Jahren, während ich mir die Jungen und Mädel von 6–8 Jahren erwählt hatte. Sie waren besonders empfänglich für alles, und ich hatte meine wahre Freude an ihrem Eifer, mit dem sie den Geschichten und Liedern vom Heiland lauschten und ihre Fragen stellten. Sie selbst wußten auch schon in ihrer kindlich-fröhlichen Weise von der Hilfe und Liebe des Heilandes zu erzählen, daß mir ganz warm ums Herz wurde und wir in unseren schönen Stunden ganz das Böse und Traurige in der Welt vergaßen." –

In jener Zeit begegnete ich zum erstenmal dem polnischen Propst. Schon einige Tage vorher hatte ich es in einem Gespräch von einem empörten Gemeindeglied erfahren, daß die Marien- und Schloßkirche vom polnischen Staat beschlagnahmt worden seien. Sollte ich die russische Militärregierung um Hilfe bitten? Wieder breitete ich die ganze Angelegenheit vor Gott aus und fragte ihn um Rat. Es wurde mir ganz deutlich gezeigt, daß ich nichts zu unternehmen hätte. Da kam der polnische Propst. Mein Vater führte ihn herein und stellte ihn mir vor. Dann setzte er sich neben mich. Wir waren lange still. Endlich fing er an: „Ich habe einen traurigen Auftrag auszuführen. Ich muß es aber gleich zu Beginn sagen, daß ich mit der ganzen Sache nichts zu tun habe. Ich habe nur den Auftrag, Ihnen die Maßnahmen des polnischen Komitees mitzuteilen. Es sind nämlich Marien- und Schloßkirche beschlagnahmt worden für die polnisch-katholische Kirche." Ich überlegte einen Augenblick. Dann aber konnte ich ruhig sagen, weil der Herr mir ja schon vorher die Antwort gegeben hatte: „Hochwürden! Ich bin ein Diener des lebendigen Gottes. Die kirchlichen Gebäude sind zu Seinem Dienst bestimmt. Wenn es Ihm gefällt, sie Ihrer Kirche zur Verfügung zu stellen, habe ich nichts dazu zu sagen." Wieder schwiegen wir. Nur zögernd erzählten wir von den Nöten, die wir unter Hitler durchgemacht hatten. Als er ging, reichte er mir noch einmal die Hand. Wie stockend kam es von seinen Lippen: „Gelobt sei Jesus Christus!" und tief ergriffen antwortete ich: „In Ewigkeit! Amen!" Wir waren Brüder in Christus geworden.

Gottesgericht.

Ernos Vater war wieder leidlich gesund. Ich besuchte ihn in der kleinen Wohnung in der Bahnstraße, die er mit seiner Familie seit einiger Zeit bezogen hatte. Das ärmliche Treppenhaus, die mit Brettern notdürftig geflickte Tür ließen nicht erkennen, daß die beiden Zimmer seiner Wohnung doch noch recht gemütlich eingerichtet waren. Der große Zettel in russischer Sprache sollte die Plünderer zurückhalten. Das war auch nötig, denn manches passierte in diesem Hause. Aber sie waren noch im großen und ganzen bewahrt geblieben, und ich freute mich auch, seine Frau, die in der russischen Offiziersküche arbeitete, und die beiden Kinder anzutreffen. Unser Herz war voll Dank gegen Gott für Seine wunderbare Führung. Da, draußen Lärm! Nach einer Weile klopfte es vorsichtig an die Korridortür. Frau Thoms öffnete. Ganz aufgeregt kam die Nachbarin herein: „Nun sind sie auch in meiner Wohnung. Sie verlangen, ich soll das große Zimmer abgeben, und ich weiß doch schon jetzt kaum, wie ich meine

Kinder unterbringen soll. Aber gegen zwei Milizsoldaten gibt es eben keine Hilfe." Ich überlegte einen Augenblick. Gab es keine Hilfe? In jenen Tagen hatte ich mir den 50. Psalm vorlesen lassen. War da nicht von göttlicher Hilfe die Rede? So sagte ich der Frau: „Gott bietet Ihnen eine Hilfe an. In Seinem Wort heißt es: ‚Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde, und rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten, so sollst Du mich preisen.' " Dann nahmen wir das Wort Gottes ernst und beteten miteinander. Es wurde mir während des Betens eine fröhliche Gewißheit, Gott würde helfen, und ich sagte es auch der Frau, daß Gott eingreifen werde, ermahnte sie aber dabei noch herzlich, für die göttliche Hilfe zu danken. Sie ging. Wir hörten nichts mehr von ihr, und nach einer kleinen Weile ging ich auch. Am Tage darauf fragte ich nach dem Konfirmandenunterricht Erno: „Nun, wie ist's geworden?" „Oh", antwortete er, „die Polen sind verschwunden, ohne etwas mitgenommen zu haben." „Und was hat die Frau gesagt?" „Nun, Sie kennen sie ja. Alles, was sie erzählte war: ‚Ich habe wieder mal Glück gehabt.'" Es durchfuhr mich ein Schreck. Konnte man die Hilfe Gottes so gering achten? Es sollte mich nicht wundern, wenn das Strafgericht bald folgen würde. Es überraschte mich dann nicht, als ich nach wenigen Tagen erfuhr, daß fünf Milizsoldaten in die Wohnung der Frau eingedrungen seien, und innerhalb fünf Minuten mußte sie sie auf Nimmerwiedersehen verlassen und konnte nur einen geringen Bruchteil ihrer Habe retten. Gott hatte geredet. Aber wollte sie Seine Stimme überhaupt hören?

Eines Tages begegnete ich dem polnischen Propst auf dem Friedhof. Ich kam von einer Beerdigung. Er sprach mich an, nachdem wir uns begrüßt hatten: „Was, glauben Sie, wird werden?" Das war eine verfängliche Frage, und ich betete in meinem Herzen: „Herr, gib mir Mut!" Aber dann sagte ich es ihm frei heraus: „Hochwürden! So wie das Gericht Gottes über unser Volk gegangen ist und noch jetzt geht, so wird es über alle anderen Völker, die sich an Gott versündigt haben, gehen." Er schwieg eine ganze Weile. Dann antwortete er still und sehr nachdenklich: „Was werden wir noch leiden müssen?"

Mordanschlag?

Der Satz des russischen Kommissars: „Beten russische Armee!" ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Hatte ich vielleicht eine Verpflichtung damit übernommen, oder was sollte dieser Satz sonst bedeuten? Gott mußte wohl meine Not gesehen haben. An einem Sonntagmorgen kamen zwei Konfirmanden aufgeregt zu mir. Sie hatten wie gewöhnlich die Kirchentür aufgeschlossen.

Nun mußte da etwas geschehen sein. Ich möchte doch gleich mitkommen. Noch kaum ein Mensch war auf dem Wege zur Kirche, als wir gingen. Die großen Flügeltüren standen weit offen, aber die innere Glastüre war angelehnt. Ich wollte sie schnell öffnen, aber die Jungen hielten mich zurück, und nun hörte ich auch, daß in der Kirche laut gesprochen wurde. Dem Klangfall der Sprache nach mußte es wohl russisch sein. Leise erzählten mir die Jungen, daß in einer der hinteren Bänke zwei russische Soldaten knieten, ein älterer Mann, schon ein Graukopf, und ein blutjunger Bursche. Sie mußten schon lange gebetet haben. So groß war ihre innere Not, daß sie sich nicht darum kümmerten, daß Menschen die Kirche zu füllen begannen, sondern laut weiterbeteten. Die Kirche war schon halb voll, als sie aufstanden, das Zeichen des Kreuzes schlugen und gingen. Sollte die Fürbitte um die Seelen ihrer Kameraden sie hierhin getrieben haben? War vielleicht der Kommandant, der mir den Satz gesagt hatte, selbst ein heimlicher Christ? Eine direkte Antwort erhielt ich nicht, und doch war mir dieses Erlebnis ein Trost, daß Gott Seine Gemeinde unter allen Völkern, und selbst unter der Gewalt des Bolschewismus, baut, und so durfte ich mich weiter getrost Seiner Führung überlassen.

An einem Sonntagnachmittag wurde während der Predigt plötzlich Unruhe in der Kirche. Ich hörte auf der Kanzel, wie Schritte im Mittelgang auf mich zukamen, sich dann entfernten, im Seitengang auf die Kanzel zustrebten, wieder zurückgingen, die Treppe zur Seitenempore emporstiegen und immer näher an die Kanzel herankamen. Schließlich blieben sie da stehen, wo nur noch ein Zwischenraum von wenigen Metern bis zur Kanzel ist. In der Gemeinde war eine große Spannung, und ich meine, auch eine große Angst. Ich hatte ruhig weitergesprochen, flehte aber in meinem Herzen: „Herr, gib mir jetzt das richtige Wort." Da wurde es mir gegeben. Ich richtete mein Gesicht auf jene Stelle, wo der unbekannte Mensch stehen mußte und sprach ihn an: „Und Du? Warum irrst Du so unruhig hin und her? Komm zum Kreuz auf Golgatha. Jesus Christus hat auch für Dich eine Erlösung von allen Deinen Sünden." Als die Worte „Golgatha", „Jesus Christus" fielen, wurde es ganz still. Jede Unruhe legte sich, und es war, als ob ein tiefer Friede durch die Kirche ging. Meine Konfirmandenkinder erzählten mir anschließend: „Herr Pastor! Da war ein russischer Marinesoldat in der Kirche. Der wollte Sie photographieren. Aber dann hatte er sich doch in die Ecke der vorderen Bank gesetzt und seinen Kopf in beide Hände gestützt und geschlafen." Ich hatte das Erlebnis schon fast vergessen. Es war nach meiner Ausweisung. Im Vereinshaus in Süderbarrup hielt ich eine Bibelstunde, an der auch einige frühere

Gemeindeglieder, die mit mir zusammen im Flüchtlingslager untergebracht waren, teilnahmen. Da stand plötzlich einer, ein alter Zimmermann, auf und sagte mit bewegter Stimme: „Ich kann nicht länger schweigen, sondern zur Ehre Gottes muß ich ein Zeugnis ablegen. Wissen Sie noch, Herr Pastor, als an jenem Sonntag der russische Soldat in die Kirche kam? Wir unter der Kanzel haben gezittert. Ich sah wohl, daß er etwas in der Tasche trug, und als er die Hand herauszog, meinte ich eine Eierhandgranate zu sehen. Als er dann immer näher an die Kanzel herankam, da haben wir in unseren Herzen gefleht und gebetet: „Herr, tue ein Wunder. Laß Deinen Knecht nicht umkommen." Dann sagten Sie den Satz: „Und Du, warum irrst Du so unruhig hin und her? Komm zum Kreuz auf Golgatha. Jesus Christus hat auch für Dich eine Erlösung von allen Deinen Sünden." Und da geschah das Wunder. Der Soldat steckte seine Hand mit dem Gegenstand, den er schon halb herausgezogen hatte, wieder ein, setzte sich auf den einen freien Platz und saß den Kopf in beide Hände gestützt, unbeweglich. Der Gottesdienst war schon lange zu Ende, als er endlich aufstand und ganz ruhig ging. Gott hatte das Gebet Seiner Kinder erhört."

Die Brücke zwischen den Völkern.

Weihnachten nahte. Die Kinder hatten unter der Leitung des neuen Pfarrgehilfen das Krippenspiel „Der Heiland heut geboren ist", das ich ein Jahr vorher für meine Marburger Jungen geschrieben hatte, am Heiligen Abend aufgeführt. Es war eine tiefe Bewegung in der Gemeinde, als sie aus Kindermund hörte:

„Wir jubeln und jauchzen mit neuem Ton:
Geboren ist heute der Gottessohn.
Drum jubelt und jauchzet und stimmet mit ein.
Wer wird sich nicht unseres Heilandes freun!"

Das Wort der Predigt sagte uns: „Friede auf Erden in den Menschen des Wohlgefallens." Diesen göttlichen Frieden, der unabhängig von Kriegen und Kriegsgeschrei, unabhängig von allen Nöten und Irrungen der Völker, unabhängig von allen körperlichen Leiden durch unseren Heiland Jesus Christus selbst geschenkt ist, konnten wir brauchen. Mit einem freudeerfüllten Herzen von all dem schönen Erleben eilte ich zum nächsten Gottesdienst in das Hospital St. Spiritus zu den Alten und Schwachen. Es war eine jener Winternächte, wie sie nur um Weihnachten sein können. Leichter Schnee war gefallen. In der frostklaren Luft stand ein weiter Sternenhimmel über der stillen

Stadt, denn selbst Polen und Russen waren an jenem Tage still. Als wir gerade den großen Schraderplatz mitten in der Stadt überquerten, kamen uns eilende Schritte entgegen. „Der Propst", flüsterte mein Begleiter. Aber schon waren die Schritte an uns vorüber. Wie gerne hätte ich „diesen Bruder in Christo" an dem Tage, wo der Herr unserer Kirchen geboren war, begrüßt. Eigentlich hatte ich es mir auch vorgenommen. Halblaut rief ich: „Hochwürden!" Aber die Entfernung war wohl schon zu groß. So eilte ich hinter ihm her und rief noch einmal: „Hochwürden!" Die Schritte hörten auf, dann kamen sie auf mich zu. Er reichte mir beide Hände, und nun durfte ich ihm das sagen, was in meinem Herzen lag: „Hochwürden! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen und Ihrer Kirche zum Fest der Geburt unseres Heilandes von ganzem Herzen Glück und Segen wünsche." Er umarmte mich. Über seine Wangen liefen Tränen, als er sagte: „Oh, wir werden vor Gottes Thron unseren Herrn Jesus Christus preisen ohne Schranken von Konfession und Nation wie jetzt." Zwei Küsse auf beide Wangen besiegelten seinen Dank. Noch eine Umarmung. Dann eilte er weiter. Aber in meinem Herzen war eine neue Weihnachtsglocke aufgeklungen, die immer wieder läutete: „Friede auf Erden unter den Menschen, die guten Willens sind." Waren wir denn überhaupt noch getrennt? „Nein." Die brüderliche Liebe, von der unser Heiland im Johannesevangelium so oft spricht, konnte nicht besser bewiesen werden. –

„Wir möchten das Krippenspiel noch einmal sehen!" baten mich Gemeindeglieder, die am Heiligen Abend nicht hatten kommen können. Besonders von den Alten des Hospitals ging dieser Wunsch aus. Meine Kinder waren gerne bereit. So setzten wir am Sonntag zwischen Weihnachten und Neujahr noch einmal einen Gottesdienst mit dem Krippenspiel an. Diesmal sollte aber auch der polnische Propst eine Einladung erhalten, denn mit großem Interesse hatte er auch unsere kirchliche Arbeit verfolgt. Meine Nachbarin, die Frau eines im KZ verstorbenen Warschauer Rechtsanwalts, deren einziger Sohn beim Bombenangriff auf Warschau umgekommen war – sie leitete jetzt das polnische Haus „Mutter und Kind" nebenan – übersetzte meine deutsch geschriebene Einladung und sandte sie ihm. Er ließ danken: „Oh, ich werde kommen!" Die Petrikirche war gut besucht. Die anderthalbtausend Sitzplätze waren nahezu besetzt. Ein ganzer Teil der Gottesdienstteilnehmer waren Polen. Fast wollte uns eine Unruhe beschleichen. Konnte das gut gehen? Zwar hatten bisher an jedem Gottesdienst Polen und Russen teilgenommen, aber es war eine kleine Zahl gewesen. Jetzt waren es so viele! Da kam der Propst in Begleitung eines anderen Geistlichen. Im Mittelgang blieb er stehen. An seiner Sutane erkenntlich, ragte er, ein

sehr hagerer Mann, über die anderen heraus. Da wurde es still. Das Spiel, das ja eigentlich kein Spiel, sondern die Wirklichkeit dessen, was wir erlebten, war, begann. Und nach der kurzen Schlußansprache von der Kanzel und dem „Stille Nacht", das wir alle miteinander sangen, leerte sich die Kirche, ohne daß es zu irgendwelchen Schwierigkeiten gekommen wäre. Ganz im Gegenteil hatte ich den Eindruck, daß an diesem Nachmittag durch das Evangelium von Jesus, dem Heiland der Welt, eine Brücke zwischen den Völkern geschlagen worden sei. Jesus Christus war Sieger.

Bittet, so wird Euch gegeben!

Die Allianzgebetswoche kam. Ich hatte mit einem Bruder, dem Leiter der „Christlichen Gemeinschaft", darüber gesprochen, ob es nicht möglich sei, sie einheitlich an einem Ort Abend für Abend durchzuführen. Aber er lehnte es mit den berechtigten Gründen ab: „Die Stadt hat zu große Entfernungen, und es wird sich kaum jemand an den Abenden herauswagen. Lassen Sie sie uns jeder in seinem Kreise halten." Ein wenig betrübt, daß es nun doch nicht sein konnte, ging ich am Mittwochnachmittag zur Kreuzkirche, in der allwöchentlich die Bibelstunde für meinen Gemeindebezirk stattfand. Jemand kam mir aufgeregt entgegen: „Wissen Sie schon?" Ich wußte nichts, war dann aber sehr erschrocken, als mir mitgeteilt wurde, daß eben 300 Alte, Schwache, Kranke und Waisenkinder den Befehl, sich zum Transport fertigzumachen, erhalten hatten. Was konnte ich tun? Da saßen sie, die Alten, manch einer schon mit dem verhängnisvollen Zettel, der ihnen in dieser Jahreszeit den gewissen Tod voraussagte, in der Tasche. Kaum einer würde in der furchtbaren Kälte in so mangelhafter Bekleidung ohne Verpflegung in den schlecht schließbaren Güterwagen den Transport überstehen. Mit wehem Herzen betrachteten wir miteinander Gottes Wort – und beteten anschließend wie gewöhnlich knieend, um unsere Not Gott zu sagen. Ein schrecklicher Druck lag auf meinem Herzen. Plötzlich war es wie eine göttliche Weisung: „Rufe die Gemeinde zur Gebetsstunde!" Als wir von den Knieen aufstanden, richtete ich diesen Befehl an die Gemeinde aus und lud sie vom Donnerstag bis Sonnabend zu einer Gebetsstunde um $^1/_2$3 Uhr zu mir ins Pfarrhaus ein. Sie kamen. Immer voller wurden die Räume. Eines war uns allen klar. Es hatte keinen Zweck, etwas von Menschen zu erwarten. Zu oft waren wir enttäuscht worden, und oft hatten unsere Bitten gerade das Gegenteil bewirkt. So riefen wir Gott um Hilfe an. Das Gebet der über siebzigjährigen Missionsschwester werde ich nicht vergessen: „Herr Jesus, Du

hast mich so viele Jahre, selbst in Armenien, bewahrt und mich wieder nach Stolp geführt. Du kannst uns auch jetzt wunderbar erretten." Jemand anders betete: „Lieber Heiland! Du hast gesagt: ‚Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe am Sabbat oder im Winter', und jetzt ist es doch Winter. Schenke es uns doch, daß wir noch bleiben dürfen." Es wurde mir immer leichter ums Herz. Als wir Sonnabend von den Knieen aufstanden, war es mir gewiß: Gott hatte unser Schreien gehört und erhört. Die Last war von meinen Schultern genommen, und frei und fröhlich durfte ich es den Versammelten im Auftrage des Heilandes als Glaubender sagen: „Gott hat unser Gebet erhört!" In dem großen Fürbittegebet dankte ich Gott am nächsten Sonntag für die erwiesene Hilfe. Der Ausweisungstermin kam. Nichts war geschehen. Dann hieß es: „Es ist ein neuer Termin festgelegt worden." Doch auch dieser verstrich. Die ängstliche Erwartung auch bei denen, die nicht hatten glauben wollen, verschwand. Wie dieses Verhängnis verhindert worden war, war uns allen ein Rätsel. Viel später traf ich mit dem deutschen Angestellten zusammen, der in der polnischen Verwaltung arbeitete. „Ich muß Ihnen noch etwas erzählen", sagte er. „Als damals die Alten und Überzähligen ausgewiesen werden sollten, ging ich noch einmal auf den Bahnhof. Die Güterwagen standen bereit. Die Frauen, die ich morgens geschickt hatte, hatten sie gut gereinigt. Als ein polnischer Bahnbeamter vorüberging, sprach ich ihn an: „Nehmen Sie diese Waggons heute nachmittag nach Stettin mit?" Er blickte mich erstaunt an: „Wir fahren nach Belgrad. Bis dahin werden die Waggons mitgenommen. Was dann weiter wird, ist nicht unsere Sache." Die Auskunft durchfuhr mich wie ein Schlag. Das mußte ich dem Chef mitteilen. Sie kennen seinen Jähzorn. Ich mußte befürchten, daß er mich hinauswarf, als ich ihm Mitteilung machte. Seine Zornesader schwoll dick an: „Sie müssen, Sie müssen!" schrie er. Ich konnte nur entgegnen: „Die Bahn nimmt sie nur bis Belgrad mit." „Dann lassen Sie die Waggons stehen bis sie schwarz werden!" war sein Wutgeschrei. „Wir werden aber für die schwarzen Waggons Standgeld bezahlen müssen", antwortete ich. Da trat etwas ein, was ich nicht erwartet hatte. „Gehen Sie hin und bestellen Sie die Waggons ab!" befahl er. „Und Sie wissen, daß dann keine Ausweisung erfolgt ist." Gott hat geredet, und das Gebet Seiner Kinder erhört. –

Auszüge aus zwei Briefen:

„Viel Schreckliches und Schweres haben wir gemeinsam durchlebt und immer war es nur das Gebet, das uns aufrecht- und zusammenhielt. Wir haben manch lange Nacht auf den

Knieen gelegen und den Herrn um Beistand und Hilfe angerufen. Und unser Heiland half! Wir haben wirkliche Wunder erlebt, und immer wieder spürten wir die Nähe und Kraft des Herrn, der uns auf wunderbare Weise durch alles hindurch geholfen hat." –

„Die Not war natürlich groß, sehr groß. Auch das Elend beim Einmarsch der Russen, Vergewaltigung, Verschleppung, Anzünden der Häuser war grauenhaft. Es gab keine Marken oder Karten, und der Hunger war furchtbar, und dennoch wäre ich am liebsten geblieben, wenn nicht mein Vater mich unbedingt hätte mitnehmen wollen, denn dies gläubige Leben war so groß."

Die Gemeinde wächst.

Durch den Dienst eines jungen befreundeten Pastors, der eine Zeitlang auch in Stolp arbeitete, brauchten Bruder Drescher und ich nicht jeden Sonntag in der Stadt Gottesdienst zu halten. So kamen wir überein, die Gottesdienste der Stadtgemeinde in der Petrikirche und im Immelmannsaal abwechselnd zu versehen, damit jeder vierzehntägig auch für die Landgemeinden frei war.

So wanderte ich dann, nachdem mein Begleitjunge mit einem russischen Waisenhaus fortgegangen war, in der Begleitung meines alten Vaters alle vierzehn Tage zu denen, die sich mit Mühe Urlaub von ihrem russischen Kommandanten oder ihrem polnischen Besitzer geholt hatten und nun still und manchmal recht müde in den Dorfkirchen von Vessin, Sageritz und Dumröse saßen, aber ein Halt stand für sie unerschütterlich fest: der Trost aus Gottes Wort. Und so lernten sie es denn, auf die Hilfe des lebendigen Gottes zu warten und sich von Ihm umgestalten zu lassen. Wie manches Gespräch wurde da geführt, und bei jedem stand dieser gewaltige Gott vor uns, „der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt". (Psalm 46, 10.) Aber wie wunderbar war es doch, daß dieser Gott uns lieb hatte. Ein Beispiel:

Kriegsgefangenentrost.

Es war im Osten, im Dorfe Vessin.
Wir saßen im engen Raum:
Zehn Betten, Tisch, Bänke, viel Kinder darin,
Und doch, wir merkten es kaum.
Denn vor uns stand jene herrliche Tat,
Daß Gott im Worte den Menschen genaht,
In Jesus Christ.

Ich wollte gehen, da trat sie vor:
„Herr Prediger, das war schön,
Und doch, mein Sohn, den ich verlor,
Den sich der Russe zum Sklaven erkor,
Wer predigt ihm?" –

Wir wanderten still, es dämmerte schon,
Der Weg nach Hause war weit.
Da klang von ferne ein leiser Ton.
Wie Summen von einem Akkordeon
Nach schwerer Zwangsarbeit.

Die Räder rollten, sie fuhren vorbei,
Kameraden im grauen Kleid,
Erschöpft, und doch war einer dabei,
Der sang es still und sang es frei,
Das Lied aus der Jugendzeit,
Und weithin schwebte es über das Feld:
„Weißt du, wieviel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?"

Der Wagen verrollte. Noch leise klang:
„Kennt auch dich und hat dich lieb."
Da war's, als ob's in mein Herz sich schwang:
„Das Lied, das einst die Mutter sang,
Von Gott, der alle Not bezwang
Vom Heiland, der am Kreuze rang,
Das predigt ihm."

Eines Tages begleitete uns ein alter Bauer mit seiner Frau. Sie waren uns lieb und wert, so manchen Sommer hatte mein Vater dort einige Tage zur Erholung geweilt und auch das Wort Gottes gepredigt. Nun waren sie von dem, was sie so mühsam durch viele Jahre aufgebaut hatten, von Haus und Hof vertrieben, und ein wenig bitter klang es von seinen Lippen: „So weit sind wir nun gekommen. Die Ungerechtigkeit in der Welt ist doch zu groß." Wir schwiegen. Was sollten wir auch darauf antworten? Aber leise, mahnend fiel seine Frau ein: „Mann hast du vergessen, daß unser Heiland sagte: ‚Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig!' (Math. 24, 12 u. 13). Wir wollen dem Teufel keinen Raum geben. Der Herr will uns Kraft zum Ausharren schenken. Es kommt aus Seiner Hand."

So wurden wir getrost: Es kommt aus Seiner Hand. Gericht und Gnade lagen nebeneinander, ja durch Sein Gericht sollten wir Seine Gnade ergreifen. Die Kirchen füllten sich noch mehr.

Die Kinder kamen mit Freuden zum Konfirmandenunterricht, wenn es auch oft nicht einfach war, die weiten Wege in der Winterkälte zurückzulegen.

Auch in der Stadt hatte der Konfirmandenunterricht schon im Sommer 1945 wieder begonnen. Jetzt im Winter mußte ich die Jungen schon um 7 Uhr früh kommen lassen, da es für sie gefährlich war, sich bei Tage in größerer Zahl auf der Straße sehen zu lassen. Die Mädels kamen nachmittags. Das störte nicht, denn langsam war das Pfarrhaus auch den Russen und Polen bekannt geworden, und es bildete sich sogar eine kleine evangelische polnische Gemeinde. So bat mich eines Tages eine polnische Familie von weither um das heilige Abendmahl, und es erschütterte mich, als wir unsere gemeinsamen Glaubenslieder in zwei Sprachen sangen, die sich untereinander nicht verstehen konnten, aber dann begegneten wir im heiligen Mahl als eine Gemeinde Jesu Christi dem lebendigen Gott, wie uns überhaupt immer das heilige Mahl in dieser Zeit äußerster Not eine besondere Stärkung aus der Hand des Heilandes war. Ich konnte nicht anders. Wenn ich der Gemeinde das Mahl des Herrn austeilte, so mußte ich es auch für mich persönlich nehmen, und wenn mich die Kranken und Sterbenden um diese letzte Stärkung und Zubereitung für die Ewigkeit baten, so empfing ich mit ihnen oft Brot und Wein, und immer durchströmte mich diese wunderbare Kraft aus Leib und Blut des Herrn, eine Kraft, die man nicht fühlen kann, die man aber im Glauben einfältig nehmen darf, die Kraft Gottes. Vielleicht liegt darin auch das Geheimnis, daß ich diese übermenschliche Arbeitslast, diese unsäglichen Nöte und Bedrängnisse überhaupt ertragen und trotzdem fröhlich dienen konnte, daß dieser Herr Jesus Christus, dem auch unsere Feinde und alle Gewalten dieser Welt gehorchen mußten, im Wort und Sakrament und im Gebet durch Seinen Heiligen Geist immer zugegen war und jeden, der an Ihn glaubte, durch diese schwere Zeit getrost hindurchgehen ließ.

Die Arbeit wuchs und wuchs. – So war nun auch in unserer Stadt das Aufblühen der Landgemeinden trotz furchtbarster Not und Entbehrungen zu merken, und manche Nachricht vom Aushalten einer Pastorenfrau, eines Kantors oder Gemeindeältesten auf einsamen Posten, ja manchmal auch der stille Dienst einer einfachen Frau oder auch eines jungen Mannes, die einen Bibel-, Jugend- oder Sonntagsschulkreis sammelten, stärkte uns. Fast konnte ich die notwendigen Hausbesuche gar nicht mehr durchführen; aber die Kranken und Sterbenden, die Notleidenden, Einsamen und Armen warteten, und auf Beschluß des wieder neu zusammengetretenen Gemeindekirchenrates sammelten wir nach den Gottesdiensten wieder ein Opfer und konnten

so manchem helfen. Wir waren eine rechte Notgemeinschaft geworden. Und welche Freude war es dann, als der Frühling kam, und ich auch die Kinder in den Pfarrgarten einladen konnte.

Brüder und Schwestern.

An dieser Stelle muß des treuen Dienstes vieler gedacht werden, die bei der Gemeinde ausharrten oder sich unter äußerster Lebensgefahr zu ihr durchschlugen. Wie war es doch immer eine besondere Erquickung, wenn einer der Landpfarrerbrüder zu uns ins Schloßpfarrhaus kam. Da kam Bruder B. aus R. Er hatte in all seinen schwierigen Situationen doch immer wieder den starken Schutz des Herrn erlebt, und nun war sein Herz voll Lob und Dank. Bruder von D., als Offizier mit einer schweren Verletzung entlassen, hatte sich unter Lebensgefahr nach dem Zusammenbruch zu seiner Gemeinde durchgeschlagen und stand erschüttert an den Gräbern seiner beiden Jüngsten, die von Seuche und Entbehrung weggerafft worden waren. Wie treu hatte sich seine Frau trotz allem um die Gemeinde gemüht, nun brauchte er einen polnischen Ausweis, und wir machten uns auf den Weg zur Starostei, gestärkt durchs Gebet, guten Muts, daß unser Vorhaben gelingen würde. Wie oft ist mir dann gerade jener Bruder mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Manchmal kehrte auch Bruder R. aus Groß-Brüskow bei uns ein. Er hatte mit seiner vielköpfigen Familie das Pfarrhaus räumen müssen, war aber voll Lob und Dank gegen die Treue Gottes, der ihn mit all den Seinen so wunderbar durchbrachte. Wie lag ihm doch die Not seiner Gemeinde und der Nachbarbrüder am Herzen. Einmal kam auch Bruder B. aus Glowitz. Schon früher erzählte ich von ihm. Er hatte nach dem Zusammenbruch die Leitung der Kirchenkreise übernommen und nun war mir sein Besuch sehr willkommen, denn er konnte mir die mich dringend beschäftigende Frage: „wer bevollmächtigt meinen Dienst“ lösen. Wohl wußte ich mich von Gott in mein Amt und meine Aufgaben eingesetzt, denn Er hatte mich gerufen und mir auch die Verantwortung für die Gemeinde nach dem Fortgang meines Vikariatsvaters in die Hände gelegt und mich mit Freudigkeit zum Dienst erfüllt. Doch es schien mir wie damals bei meiner Einsetzung als Vikar auch jetzt wieder eine kirchliche Einsetzung nötig. So trug ich ihm und Frau Pastor S., die ihn begleitete, das Problem vor und teilte auch mit, wie ich als Vikar vom Konsistorium mit der Ausübung sämtlicher Amtshandlungen beauftragt war. Die Lösung war für ihn sehr einfach: „Sehen Sie sich jetzt getrost als Pastor dieser Gemeinde an.“ Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Das war eine klare Lösung meiner Bedrängnis, in die ich gekommen war, da mir ja noch die äußere Legitimation gefehlt hatte. Getan hatte ich den Dienst ja sowieso, aber nun wußte ich mich dazu auch verordnet und tat ihn um so freudiger und freier. Die volle Belastung ließ auch nicht lange auf sich warten. Von der Verhaftung des Bruders S. hatte ich schon berichtet. Nun erreichte uns aber auch die Nachricht, daß Bruder L. in Qu., der, als älterer Offizier schon seit längerer Zeit aus dem Wehrdienst entlassen, nun treu bei seiner Gemeinde ausgeharrt hatte, unmittelbar nach einer Beerdigung verhaftet und in unbekannter Richtung verschleppt worden sei. Seine Frau war, aus dem Pfarrhaus vertrieben, irgendwo im Dorf untergeschlüpft. Wie konnte ich helfen? Sofort machte ich mich auf den Weg zum russischen Standortältesten, einem Oberst. Es kostete mich einige Mühe, den verschiedenen Posten mein Vorhaben klarzumachen. Aber schließlich kam ich doch hindurch, doch war gar nichts zu erreichen. Der einzige Bescheid, den ich erhielt, war: „Das geht mich nichts an", und unverrichteter Sache kam ich nach Hause. Doch entmutigen ließ ich mich nicht. Frau Pastor L. sandte ich die kurze Nachricht: „Lassen Sie uns Gott vertrauen. Er kann helfen!" Dann legten wir die Not um Bruder L. und Bruder S. im Gemeindegebet der allwöchentlichen Bibelstundengemeinde Gott hin. Monate vergingen. Unablässig drangen unsere Seufzer zu Gott: „Ach, Herr, erbarme Dich unserer beiden Brüder. Du allein kannst ihnen wieder die Freiheit schenken." Aber nichts ereignete sich. Von Bruder S. erhielten wir Kunde, daß er über Graudenz nach Deutsch-Eylau und schließlich ins Narwick-Lager nach Danzig verschleppt worden sei. Schon hatte ich bei dem Politmajor des Stadtkommandanten erreicht, daß er sich brieflich an den Kommandanten des Narwick-Lagers wenden wollte, die Freilassung des Bruders S. zu erreichen, als die Nachricht kam, daß er schwer an Typhus erkrankt und nicht mehr sich im Lager befinde. Doch ließen wir in der Fürbitte für die beiden Brüder nicht nach. Und eines Tages hörten wir: „Bruder L. ist zurückgekehrt." Und dann kam er selbst. Noch sehr erschöpft, berichtete er in seiner wortkargen Art, wie man ihn bis an die Grenze des Urals verschleppt, dann krankheitshalber nach Berlin entlassen habe. Der Bischof erklärte ihm, daß seine Gemeinde wohl schon nach Westen unterwegs sei, doch habe er trotzdem den Weg zurück zu uns gewagt. Wir dankten mit ihm dem Herrn, der ihn so wunderbar errettet hatte. Bruder S. wurde freilich einen anderen Weg geführt. Eines Tages war seine Bibel da, der einzige und kostbarste Besitz, den er in die Gefangenschaft hatte mitnehmen dürfen, und dann kam die Nachricht, daß er genesen ins Nar-

wick-Lager zurückgekehrt, doch wieder kurz vor seiner Entlassung zur Arbeit eingeteilt, vor Erschöpfung zusammengebrochen und bald darauf als stiller Zeuge Jesu Christi entschlafen sei.

Mir fiel ein Wort ein, das Bruder S. vor Jahren in einer Predigt hatte aufklingen lassen: „Christ sein heißt leiden." Ja, Gott hatte ihn im Leiden vollendet. Die letzten Wachskerzen brannten auf den beiden silbernen Leuchtern auf dem Altar der Petrikirche, als wir die Trauerfeier für ihn hielten. Bruder Drescher hatte mit den Worten des Propheten Jeremia, den er so sehr liebte, die Eingangsliturgie gehalten. In der Ansprache brachte ich noch einmal seine Predigt vom letzten Totensonntag, deren Entwurf seine Frau gerettet hatte. Es war, als ob seine warme Stimme in den Worten, die er selbst aufgezeichnet hatte, aufklang. Dann sang seine Frau mit dem Mädchenkreis das Lied, das ihm so oft Trost gegeben hatte: „Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl, das macht die Seele still und friedevoll." Und dann beugten wir, Bruder D. und ich, miteinander unsere Knie, und langsam und schwer betete die ganze Gemeinde: „Unser Vater, der Du bist im Himmel . . . Dein Wille geschehe . . ." Einer der Treuen war von uns gegangen.

Aber seine Frau hatte schon nach seiner Verhaftung den Dienst in der Gemeinde übernommen, und nun sammelte sie mit Frl. L., der Kreisjugendsekretärin, und Schwester Irma, die aus Gefängnis und Verschleppung zurückgekehrt war, die verstreuten Gemeindeglieder. Wir fanden uns monatlich in dem Amtszimmer von Bruder L., von dessen bereitwilliger Hilfe ich schon berichtet hatte, zu einer Dienstbesprechung zusammen. So konnte die Arbeit in Stadt und Land gleichmäßig verteilt werden und kam in geordnete Bahnen. So war es auch möglich, daß nach Frau Pastors S. und Bruders L. Fortgang, Schwester Irma und Frl. L. weiter den Dienst in der Gemeinde in Treue versehen konnten.

Mir selbst war in Frau Pastor Sk. eine treue Hilfe geworden. Als sie von der Verschleppung aus Graudenz zurückkam, wunderbar bewahrt, erzählte sie einen eigenartigen Traum. In einer der schweren Graudenzer Nächte war ihr Mann zu ihr gekommen mit der Bitte: „Frau, gib mir bitte meinen Talar. Ich habe noch einen weiten Weg zurückzulegen, und ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen werden." Sie reichte ihm den Talar, er nahm ihn, verabschiedete sich und dann sah sie, wie er weiter und weiter wanderte, bis er schließlich am Horizont verschwand. Wir schwiegen erschüttert, denn es war genau jener Tag und jene Nacht, in denen ihr Mann im Stolper Magazin an den Folgen der Gefangenschaft, des Hungers und schließlich einer

schweren Gesichtsrose, die ihm furchtbare Schmerzen verursachte, still und getrost als Christ gestorben war. Seinen Leidenskameraden war dieser Mann unvergeßlich geblieben. Denn bis zuletzt hatte er die kümmerliche 200-Gramm-Brotration mit einem anderen, der noch mehr an Hunger litt, geteilt, und bis zum Augenblick seines Todes hatte man nie ein ungutes Wort aus seinem Munde gehört.

Nun stellte sich seine Frau zur Verfügung. Zu ihren vier Kindern hatte sie noch die vier des Vorgängers an der altlutherischen Gemeinde, dessen Frau auch verschleppt war, hinzugenommen und hatte doch noch so viel Kraft' in der Gemeinde mitzuhelfen. Wir riefen die konfirmierten Mädchen zu einem Mädchenkreis. Ich konnte ihr zusammen mit Frau N. und Frau Pastor E., die im Pfarrhause wohnten, die Christenlehre für die Kinder überlassen. Es wurde ein fröhliches Singen und Arbeiten, denn die Kinder hatten ja schon monatelang keinen Schulunterricht gehabt, und nun lernten sie aus Gottes Wort wieder das Lesen, hörten die schönen Geschichten und Lieder und freuten sich an der Hilfe, die uns Gott in Seinem Wort Tag für Tag anbietet.

Ich war froh über all diese treue Hilfe, denn zu der Arbeitslast des Pfarrdienstes in Stadt und Land war auch die Sorge für das Hospital St. Spiritus hinzugekommen, und das geschah so: Schwester Martha, die die Alten betreute, bat mich eines Tages, doch auch für die Alten und Schwachen, die nicht kommen konnten, in der Kapelle des Hospitals einen Gottesdienst zu halten. Der Raum war recht demoliert, wir hatten Mühe, ihn wieder herzurichten. Als wir dann aber doch fertig wurden, kamen sie, die Alten und Schwachen, und auch aus der näheren Nachbarschaft dieser und jener, und wir feierten miteinander das heilige Mahl. Die Verlassenheit der lieben Alten griff mir ans Herz. Schwester Martha erzählte mir ihre Not, und so beschloß ich, das Hospital in den kirchlichen Besitz zu übernehmen. Mit Formalitäten hielt ich mich nicht auf, sondern übernahm die Aufsicht über die Häuser des Hospitals. Frau Pastor Z., die nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Mutter dort wohnte, half mit, und ich war dankbar, daß ich nun auch für die Alten ein wenig sorgen durfte. Doch sollte es bald anders kommen. Herr G., der stellvertretende Leiter der deutschen Sektion in der polnischen Verwaltung hatte wohl mit Schrecken die Not des kommenden Winters gesehen. So erfuhr ich plötzlich, daß er im Hospital gewesen sei und mit den Alten vereinbart habe, ihnen einen Abtransport nach Thüringen zu ermöglichen. Ich war entsetzt. Das konnte für die Alten doch nur das Ende bedeuten, denn die schrecklichen Meldungen von den Ausplünderungen der Transporte, dem Hunger und der Kälte unterwegs und der unzurei-

chenden Vorbereitung an den Aufnahmeorten hatten sich immer und immer wiederholt. Ich eilte zum Hospital, wie verstört waren Schwester M. und die Alten. Die Rede Herrn G.s hatte sich schön angehört, aber jetzt erst kam ihnen zum Bewußtsein, in welche Katastrophe sie hineingingen. Es blieb mir nichts übrig, ich machte mich sofort auf den Weg zu ihm. In seiner gepflegten Wohnung empfing er mich. Ich war ja unter seinen Augen aufgewachsen, und eigentlich hatten wir ein ganz freundschaftliches Verhältnis: „Nun, Ernst, was gibt's?" In fiebernder Aufregung hielt ich ihm vor, daß die Evakuierung der Alten vom Hospital ihren sicheren Untergang bedeuten würde. Seine kleinen Äuglein bekamen einen stechenden Blick, ein scharfer Zug legte sich um seinen Mund: „Dann mußt du die Verantwortung übernehmen" war seine Antwort. Das hatte ich ja sowieso getan. Ich ging. Von dem Augenblick setzte auch unsere Fürsorge für das Hospital ein. Meine Begleiter und Konfirmandenjungen holten vom Lande Handwagen voll Kartoffeln und Korn, auch Schwester Martha war viel unterwegs, und mancher der lieben Alten half ihr. Schließlich verkauften wir Kleider und Möbel, und es gelang so, für jeden Nahrung und Kleidung den ganzen Winter hindurch zu beschaffen. Von den anderen Alten aber, die aus dem Armenhaus und auch sonst aus der Stadt evakuiert worden waren, hörten wir nichts mehr. Die dunkle Tür des Schicksals hatte sich hinter ihnen geschlossen.

Nun war es auch Zeit, den Kirchengemeinderat wieder neu zusammenzurufen. Einige der alten Räte, die noch am Leben waren, hatten sich schon treu zur Verfügung gestellt. Doch war es nun auch nötig geworden, eine kirchliche Behörde zu schaffen, da über die christliche Nächstenpflicht an Alten und Waisenkindern und auch sonst Beschlüsse gefaßt werden mußten. Ich brauchte Rat und Hilfe. So rief ich sie zusammen, und sie kamen, die alten Herren, die schon seit Jahrzehnten ihren Sitz in der Kirchengemeinde-Vertretung eingenommen hatten, die Brüder aus der bekennenden Kirche und die Neuen, die sich in treuer Hilfe um den Aufbau der kirchlichen Arbeit bemühten, und auch da war es immer so, daß wir uns von unserem Herrn die eigentliche Hilfe erbaten. Wenn dann im Turmraum der Petrikirche die Kirchenältesten mit ihren Opfertellern standen – und wir mußten von der Gemeinde immer wieder ein Opfer erbitten, denn wie hätten wir sonst den vielen Alten, Schwachen und Waisenkindern helfen können –, oder wenn durch einen klaren Beschluß des Kirchengemeinderates Unrecht als Unrecht gebrandmarkt wurde, dann wurde deutlich, daß auch bei uns mitten in der Notzeit Gemeinde Jesu Christi wieder offenbar geworden war.

Groß war meine Freude, daß auch die Gemeinschaften und Freikirchen sich als eine Gemeinde Jesu Christi zusammenfanden. Als Jugendwart und als Student hatte ich mich mit der Frage herumgeschlagen: „Wo ist wirklich Kirche, Gemeinde Jesu Christi?" Das hatte mich lange gequält, daß so wenig davon zu sehen war, und daß es auch keine kirchliche oder freikirchliche Form gab, von der man sagen konnte: das ist Gemeinde Jesu Christi. Ich war schließlich zu dem Ergebnis gekommen, daß der Herr der Kirche seine Kirche selbst baut und wir nichts weiter tun können, als den Willen dieses Herrn zu verkündigen.

Und nun waren sie gekommen, die Prediger der separierten lutherischen Kirchengemeinde, der Christlichen Gemeinschaft*), der älteste Bruder der christlichen Versammlung (Darbisten), die altlutherische Pfarrerswitwe, die Glieder der Landeskirchlichen Gemeinschaft, die Baptisten und Methodisten. Wir hatten unsere Knie miteinander vor Gott gebeugt und saßen nun in der wöchentlichen Gemeindebibelstunde miteinander unter dem Wort unseres Gottes, es zu hören, es zu betrachten und uns darüber auszutauschen, um schließlich alles, was wir auf dem Herzen hatten, in Dank und Lob, Fürbitte und Anbetung vor unseren Herrn zu bringen. Ich war nicht mehr um Hilfe zur Durchführung der vielen Gottesdienste verlegen, denn wenn ich Hilfe an den Außenorten oder an den Nebenstellen brauchte, sprang gerne einer der Predigerbrüder ein. Noch wichtiger war aber die Kraft der Fürbitte, die hinter aller Arbeit stand, und die Gemeinschaft im Geiste Jesu Christi. Aus den vielen einzelnen Gliedern der verschiedenen Glaubensrichtungen war eine Gemeinde Jesu Christi geworden. Es erschien mir notwendig, in den Gemeindegottesdiensten, außer den kirchlichen Veranstaltungen, nun auch die Versammlungen der Gemeinschaften und freikirchlichen Gemeinden abzukündigen, denn Stolp mit seinen damals noch etwa 20 000 Deutschen war groß, und wohl dem, der in einem der Kreise einen sicheren Halt fand. Überhaupt blühte das geistliche Leben in der Gemeinde noch weiter auf. Hier und da fanden sich in den Abendstunden in den Häusern Hausbibelkreise zusammen, denn nach Einbruch der Dunkelheit durfte sich noch immer keiner auf der Straße sehen lassen. Auch im Pfarrhaus kamen wir jeden Abend zusammen. Eines der Kinder durfte auf dem Gong kräftig läuten, wir sangen und

*) Die evangelische Landeskirche ehrte seinen treuen Dienst nach seiner Ausweisung, als sie den Entschlafenen in der Sulzburger Kirche in Südbaden, wo er als Heimatvertriebener bei seiner Schwester lebte, aufbahrte und ihn nach einem feierlichen Gottesdienst auf dem Friedhof zur letzten Ruhe bestattete.

beteten und hörten das Wort der Losung. Aber das Wichtigste war uns allen doch immer wieder die Gemeindebibelstunde, und ich werde nie das letzte Gebet des Darbistenbruders vergessen: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mich eine Gemeinschaft von deinen Kindern hast finden lassen, in der das Licht Deines Wortes unverhüllt und unverkürzt leuchtet."

Bruderschaft in Christo hatte uns der Herr geschenkt. Ich weiß nicht, ob ich ohne sie hätte bestehen können. Der Herr vergelte euch Brüdern und Schwestern eure Treue.

Jesus, meine Zuversicht.

Die Not wurde größer und größer. Schon seit dem Einmarsch der russischen Armee hatte es keine Lebensmittelkarten mehr gegeben. Die Verdienstmöglichkeiten waren gering, und oft wurden die Menschen auch aus den Häusern geholt, um Arbeiten durchzuführen, für die sie keinen Lohn erhielten. Ein großer Teil der Sachen und Kleider war geraubt, der Rest verkauft. So stand mancher vor einer absolut undurchdringlichen Zukunft. Abend für Abend lag die kleine Hausgemeinde im Pfarrhaus auf den Knien mit dem einzigen Gebet: „Herr, hilf, gib uns Kraft, Dir stille zu halten." – Und es kam die notvolle Lösung.

Schon im Herbst 1945 hatten die Evakuierungstransporte begonnen. Plötzlich standen Milizsoldaten in der Wohnung der Betroffenen. In kurzer Zeit mußten die wenigen Sachen gepackt werden, und dann ging's zum Bahnhof. Aber bisher waren das doch noch bis auf einzelne Landstriche Sonderaktionen gewesen, aber jetzt liefen Tag für Tag Schreckensmeldungen ein: Groß-Machmin evakuiert, Birkow evakuiert, Groß- und Klein-Strellin evakuiert. Dorf um Dorf wurde von seinen deutschen Einwohnern entleert, Transport um Transport rollte nach Westdeutschland. Wann würde die Reihe an uns kommen? Doch ich war getrost. Wohl baute ich nicht auf die Zusage der polnisch-katholischen Kirche, die sie mir durch ihren Propst von sich aus gegeben hatte, daß mir sowohl Amt als auch Lebensmöglichkeit und Wohnung erhalten bleiben würden. Zu oft hatte ich es erlebt, wie die menschliche Macht so gering ist. Aber einer war da, dem alle Macht Himmels und der Erden gegeben war, und dem vertraute ich: Jesus Christus. In jenen Tagen suchte mich Bruder D. ganz aufgeregt auf: „Nun kann ich Gott nicht mehr verstehen. Eben war ich in Veddin, um Fräulein N. zu besuchen. Lange hatte sie auf den Tod krank gelegen, aber bei meinem letzten Besuch war es schon ein wenig besser gewesen, und nun freute ich mich darauf, einem fröhlichen Glaubensmenschen wieder zu begegnen. Ihr Nachbar stand vor der Tür. Ein höhnisches Lachen war in

seinem Gesicht. Dann sagte er's direkt: ‚Das ist der Gott der Liebe, von dem Sie immer predigen? Eben haben Milizsoldaten Fräulein N. auf eine Tragbahre gelegt und sie zum Bahnhof tragen lassen. Wenn Sie sich beeilen, können Sie sie vielleicht noch treffen. Aber sie kommt ganz gewiß um. An Ihren Gott der Liebe glaube ich nicht.' Nun, ich bin gelaufen, aber der Transportzug war schon fort. Und sie war eine so tiefgläubige Christin. Nun kann ich Gott nicht mehr verstehen? Ich habe immer gemeint, er hat uns noch lieb. Aber da finde ich keine Liebe." Ich hatte Mühe, ihn mit Gottes Wort zu trösten. Diese Erfahrung war zu schmerzlich für ihn. Doch dann wurde er allmählich still, und zum Schluß konnten wir noch unsere Hände falten und alles in Gottes Hände legen. Erst nach langer Zeit erfuhr ich es, daß jenes sterbende Fräulein N. ihren verzagten und gequälten Leidensgefährten auf dem Transport den eigentlichen Trost gebracht hätte dadurch, daß sie ihnen immer wieder zurief: „Legt euch und alle Not ganz in die Hand eures Heilandes. Wie gut ist es, daß wir in Jesus geborgen sind." –

Da starb eines Tages ein junger Freund. Er war vor Jahren einmal bei uns gewesen und dann seinen eigenen Weg gegangen. Als die Russen kamen, hatte er sich ihnen zur Verfügung gestellt und wurde wie sein Vater als Polizist eingestellt. Eine Lungenkrankheit hatte sie beide weggerafft. Aber wir hatten ihn treu besucht, und als es ans Sterben ging, ließ er seine früheren Kameraden noch einmal rufen. Nur ein Verlangen war noch in ihm: selig heimzugehen. Schon lange hatte er sich auf all seinen eigenen Wegen nach dem wahren Herzensfrieden gesehnt. Nun bat er sie, ihm doch noch einmal etwas von Jesus zu sagen, und unter der Botschaft des lebendigen Wortes übergab er sein Leben seinem Heiland. Soweit es Menschen beurteilen können, war er im Frieden heimgegangen. So sollte er, der aus unseren Reihen hervorgegangen war, auch von uns die letzte Ehre erhalten. Die Trauerfeier fand in dem neu in Dienst genommenen Lutherheim statt. Die Jugend stand erschüttert vor der Gewalt des Todes. Aber dann sangen wir hinter seinem Sarge, der auf einem Handwagen zum Friedhof gezogen wurde, und machtvoll klang es durch die Straßen der Stadt, dieses Lied, das wir schon manchmal hinter den Särgen gesungen hatten:

„Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland ist im Leben.
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht."

Der Herr des Lebens war in unsere Reihen getreten und erfüllte uns mit Seiner Kraft. Auf dem Nachhause Wege drückte mir jemand die Hand: „Ich danke Ihnen, das Lied hat mir viel Trost und Kraft gegeben." Am nächsten Morgen wurde ich eilig zum Rathaus gerufen. Herr Isajewitsch tobte. Eine deutsche Demonstration sollte gewesen sein. Der 2. Leiter der deutschen Sektion muß mich wohl mitleidig angesehen haben: „Bereiten Sie sich ruhig auf das Gefängnis vor!" Doch ich wußte, der Herr hat mein Leben in Seiner Hand. So ging ich getrost in sein Zimmer. Wie manches Mal verhandelten wir, er polnisch, ich deutsch. Aber dann wurde ihm klar, daß es nur eine Beerdigung gewesen war. –

Die Kirche in Sageritz wurde für den evangelischen Gottesdienst geschlossen. Aber eine Dolmetscherin richtete in einem Nachbardorf mit Genehmigung des russischen Kommandanten zwei Andachtsräume in einem kleinen Tagelöhnerhaus ein. Da geschah es, daß ich zusammenbrach. Ich hatte wie gewöhnlich am Sonnabendnachmittag in Vessin Konfirmandenunterricht gehalten. Es war ein eisiger kalter Winterabend, sehr stürmisch. Mit einem Konfirmandenjungen stapfte ich mühsam durch den tiefen Schnee. Als ich endlich in Sageritz ankam, waren wir recht müde geworden. Aber noch war der Weg ins Nachbardorf zurückzulegen. Nur Gott konnte uns dazu Kraft geben. So wagten wir es in Seinem Namen. Die beiden Andachtsräume waren übervoll. Nur mit Mühe konnte ich mich zu dem kleinen Altar, der vorne errichtet war, hindurchdrängen. Eine tiefe Bewegung war unter den Menschen. Das heilige Abendmahl sollte gegeben werden. Das Wort der Erlösung klang rein und voll und wunderbar tröstend. Da, war es durch die Anstrengung des Marsches oder infolge der verbrauchten Luft, ein jähes Schwindelgefühl überfiel mich. Ich machte eine kleine Pause in meiner Ansprache: „Einen Augenblick bitte", und dann kam es über mich. Eine Welle von wunderbaren Düften umhüllte mich, Farben tauchten auf und gestalteten sich, so schön, wie ich sie als Sehender wohl kaum geschaut hatte, eine wohlige Müdigkeit löste sich aus, und langsam sank ich um. Was dann geschah, weiß ich nicht. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hielt jemand meinen Kopf gestützt, und eine hilfreiche Hand strich den Altarwein fort, der sich in dicken Tropfen über meinen Talar ergoß. Es war, als ob ich einen Augenblick geruht hatte. Nur wenige hatten die Ohnmacht bemerkt. So stand ich auf und setzte den Gottesdienst fort. Doch meine Kraft hatte einen Stoß bekommen. Wohl wanderte ich noch nach Lupow, einer Gemeinde, die 30 km von Stolp entfernt liegt. Ein Heilpraktiker und Gemeinschaftsleiter, der dort den Gottesdienst hielt, hatte mich gebeten, ihm zu helfen. Er gab mir auch ein Kräftigungsmittel.

Doch die Last der Arbeit wurde größer. Der kalte Wind auf den Friedhöfen, besonders auf dem Stolper, ging durch und durch. Erkältung und Schwäche nahmen zu, und eines Abends überkam es mich wie ein Feind: Schüttelfrost. Ich mußte mich sofort legen, der Schweiß kam nicht, und das Fieber stieg, und dann kam jener furchtbare Schmerz in den Ohren und im Kopf, den ich schon ein- oder zweimal erlebt hatte: Mittelohrentzündung. Frau R. drängte mich, den Arzt zu holen. Aber mir wurde innerlich gezeigt, daß ich mich in die Hände meines Heilandes legen und ihm völlig überlassen sollte. So lag ich dann manchen Tag, und der Palmsonntag, an dem ich meine Kinder einsegnen wollte, verstrich. Doch in mir war es still: „Du, Herr, wirst alles wohlmachen." In der Osterwoche konnte ich wieder aufstehen, und am Karfreitag war ich zum erstenmal in der Kirche. Mein Herz war voll Lob und Dank: „Du, Herr, hilfst wunderbar!" Am Sonntag nach Ostern segnete ich dann die über 300 Kinder in Stadt und Land ein. Drei Tage Hausbesuche bei den Eltern von morgens bis abends. – Und dann kam die große Frage: „Wie sollte die kommende Arbeit bewältigt werden?" Die Zahl der neu angemeldeten Kinder war noch größer, der Lehrer aus Dumröse, der mir dort den Konfirmandenunterricht abgenommen hatte, nach Westen verzogen, in Sageritz die Kirche gesperrt, meine Kraft geschwächt. Wie sollte nur die Arbeit durchgeführt werden? Aber dann stand vor mir das herrliche Wort, das mein lieber Vater nun gerade zu meinem 30. Geburtstag erbeten hatte: Psalm 105, 1: „Danket dem Herrn und prediget Seinen Namen, verkündiget Sein Tun unter den Völkern." Und es stieg vor mir auf, wie Gott doch meiner Heimat so viel Gnade schenkte und ich nun gerufen sei, auch den anderen Völkern, die zu uns gekommen waren, meinen Herrn und Heiland zu verkündigen. Er würde es wohlmachen. –

Eine Kindergottesdiensthelferin erkrankte. Ich besuchte sie, sooft ich konnte. Sie hatte durch ihren lebendigen Glauben und ihr fröhliches Zeugnis den Kindern und damit auch den Eltern in dieser schweren Zeit einen großen Dienst erwiesen. Aber ihre Krankheit nahm zu. Wir beteten herzlich. Aber immer war es, als ob unser Herr uns warten lassen wollte. Allmählich traten Lähmungen ein, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte. Das Einnehmen der Mahlzeit fiel ihr schwer, und jede Berührung schmerzte sie. Sie, der sonst so strahlende und fröhliche Mensch, war sehr matt geworden, und ihre Lebensenergie fast erloschen. Sie konnte es kaum noch glauben daß sie wieder gesund würde und wollte weiter nichts, als in den Armen ihres Heilandes ausruhen. Da kniete ich noch einmal mit meinem Vater an ihrem Bett nieder, und wir rangen miteinander mit Gott und hielten

Ihm Seine Verheißung vor. Auch sie betete und legte sich in die Hände ihres Heilandes. Wie eine frohe Gewißheit kam es über uns: Der Herr wird wunderbar helfen! Es war zwischen Himmelfahrt und Pfingsten. Nach Monaten kam ein Brief:

„... Wenn ich noch etwas von uns mitteilen darf, muß ich bekennen: ‚Der Herr hat Großes an mir getan.' Seit Pfingsten bin ich auf und kann laufen wie früher. Es ging mit der Genesung sehr schnell, und wir erfuhren es: Gott erhört Gebet, und wen der Herr heilt, den macht Er ganz gesund."

Ausgewiesen.

Im Frühjahr 1946 kam die erste Post. Eine eigenartige Karte erreichte mich. Mein Pfarrgehilfe konnte sie kaum buchstabieren. Schließlich las er mir vor:

„Ich sein Schwester von Rote Kreuz in Stettino-PUR. Wenn Sie kommen, nehmen Sie meine Hilfe in Anspruch." Unterschrift. Wir erinnerten uns deutlich an jene Polin, die uns im Sommer vergangenen Jahres mit der Frage aufgesucht hatte: „Glauben Sie, daß Jesus bald wiederkommt?" Wir konnten nur bejahen nach Offb. 3, 11; denn die Zeichen der Zeit weisen nach Seinem Wort zu deutlich darauf hin, Luk. 21. Ihre Freude war überschwenglich. Lange sprach sie noch mit meinem Vater. Wir beteten miteinander, und es war für mich erquickend zu erkennen, wie der Geist Gottes auch Menschen verschiedener Nationen in gleicher Weise voranführt. In jenen Minuten waren sie und wir Freunde geworden. Nun kam die Karte. Was hatte sie zu sagen? Sollte für mich vielleicht auch der Tag der Ausweisung kommen? Doch ich wies diesen Gedanken weit von mir. So wanderte diese Karte in den Papierkorb.

Der Himmelfahrtstag war predigtfrei. Bruder Drescher hielt den Gottesdienst in beiden Kirchen, und meine Landgemeinden hatten absagen müssen, da an diesem Tage gearbeitet wurde. So nahm ich die Gelegenheit wahr, am Gottesdienst der separierten Kirchengemeinde teilzunehmen und durfte nun wieder einmal als Glied der Gemeinde Gottes Wort hören und mich daran freuen.

Für den Nachmittag hatte mich Bruder Kappellusch gebeten, seiner Gemeinde, der Gemeinschaft und anderen Gemeindegliedern einen Gottesdienst zu halten. Es war, als ob das Wort uns eine neue Botschaft wurde: „Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr Ihn gesehen habt gen Himmel fahren." Immer wieder klang es durch, wie verhaltener Jubel: Er kommt! Er kommt! Er kommt! Und alles Leid versank vor uns und wurde überstrahlt und als Baustein in dem Lichte dessen gezeigt, der nach Seiner Verheißung als König kommen wird, Seine Herrschaft über diese arme Erde aufzurichten.

Zur gleichen Zeit erfuhr ich, daß mein Amtsbruder aus der Nachbarstadt, der sich mit großer Treue für seine Alten eingesetzt und auch ein Altersheim gegründet hatte, plötzlich mit seiner ganzen Familie und den Alten zu einem Transport zusammengestellt und weggeschafft worden sei. Es wurde mir klar, auch mich konnte es jeden Augenblick treffen. Aber als dann eines Morgens noch vor sieben Uhr Gernot, einer meiner Konfirmandenjungen, mit der Nachricht kam: „Morgen früh werden Sie ausgewiesen!" war ich doch überrascht. „Das liegt in Gottes Hand!" war meine einzige Antwort. Aber als dann vormittags die Blockchefin mich bat, meine Hausbewohner, die mittlerweile auf 39 Personen angewachsen waren, ins Amtszimmer zu rufen und dann vorlas, daß wir am nächsten Tage morgens sechs Uhr mit Handgepäck zum Abtransport vor der Haustür bereitzustehen hätten, mußte ich es glauben. Ein gewaltiger Gebetskampf setzte ein. Aber immer klarer wurde es mir: „Gott geht hier Seinen besonderen Weg." So konnte ich schließlich nur noch beten: „Herr, und was wird aus der Gemeinde?" Das war mir das Allerschlimmste, diese durch die Not zusammengewachsene Gemeinde nun hier zurückzulassen. Aber Er sandte mir ein Wort des Trostes. Wir zogen den Spruch: „Ich will euch Hirten geben nach Meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit." (Jerem. 3, 15.) Das war mein Trost. Gott würde für die Gemeinde sorgen*). Die Konfirmandenmädels, die nachmittags kamen, schickte ich wieder nach Hause. Sie sollten allen Bescheid sagen, daß noch ein Abschiedsgottesdienst sei. Dann läuteten die Glocken noch einmal. Viele Menschen kamen. Das Gerücht hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Sie konnten nichts anderes tun als beten und weinen. Gott konnte ja noch im letzten Augenblicke eingreifen. Doch als ich dann noch einmal auf die Kanzel stieg, um über das Wort, das mir Gott für die Gemeinde gegeben hatte, zu sprechen, wurde uns klar: Es mußte geschieden sein.

In der Stille des Pfarrhauses kamen wir noch einmal ein wenig zur Ruhe. Die vielen Händedrücke, oft so, daß einem die Hand schmerzte, waren vorüber. Bis in die tiefe Dämmerung waren noch dieser und jener, besonders meine Jungen und Mädel, geblieben, und oft drang ein verhaltenes Schluchzen durch ihre sonst so tapferen Worte. Die Kirchengeräte hatte ich noch auf die Einzelnen verteilt und sie gebeten, sie aufzubewahren, bis sie wieder gebraucht würden. Auch mein Freund Drescher war noch einmal kurz da, um sich zu verabschieden. Er hatte noch keinen Ausweisungsbefehl erhalten, rechnete aber damit, daß er beim

*) Bis zum heutigen Tage findet in Stolp Sonntag für Sonntag evangelischer deutscher Gottesdienst statt.

nächsten Transport auch dabei sein würde: „Auf Wiedersehen." Hoffentlich sind wir bald wieder zusammen." Als ich in mein Zimmer ging, mich für all die kommenden Strapazen auszuruhen, trat die ganze Schwere des harten Schlages noch einmal vor meine Augen, und ich konnte nur immer wieder beten: „Herr, hilf mir doch!" Aber Stunde um Stunde der Nacht verrann. Meine treusorgende Mutter packte nebenan das wenige Handgepäck zusammen, das wir auf die Reise mitnehmen durften. Auch im Hause wurde eifrig gepackt. Aus dem oberen Stockwerk klang die ruhige Stimme der Schwester B., die wie auch sonst eines ihrer Kirchenlieder sang, ergeben in den Willen ihres Herrn. Aber ich konnte es noch immer nicht glauben. Sollte es Gott nicht möglich sein, noch im letzten Augenblick Wunder zu tun? Wohl hatte er mir für die Gemeinde ein Wort des Trostes gegeben, aber sollte nicht ich vielleicht auch der Hirte sein, der im Namen Gottes die Herde weiden würde?

So betete ich noch einmal. Die Uhr schlug eins, zwei, drei, vier. Um 6 Uhr sollten wir mit unserem Handgepäck vor der Haustüre stehen. Bis dahin konnte sich noch manches ändern. Gott konnte eingreifen. Er hatte doch schon manche Wunder getan. Immer heißer wurde das Ringen mit dem lebendigen Gott. Aber dann wurde ich still. Ich hatte es erkannt, daß Er Seinen besonderen Weg gehen wollte. Wohl glaubte ich bis zum letzten Augenblick, daß Gott auch dieses Furchtbare: aus der Heimat und von der Gemeinde vertrieben zu werden, verhindern konnte. Doch jetzt hatte ich mich in den Willen meines Herrn gefügt: „Tu Du, Herr, mit mir, wie Du willst!" Am frühen Morgen kamen noch einmal einige meiner jungen Freunde. Einer brachte einen Zettel mit der Botschaft: „Die Freunde aus Franzen bitten Dich, mit Deinen Eltern zu ihnen zu kommen. Du kannst dort bleiben, solange Du willst, bis sich hier alles beruhigt hat." Ich steckte den Zettel ein, ohne ihn mir vorlesen zu lassen. Gott würde mich nach Seinem heiligen Willen führen. Ich wollte keinen eigenen Ausweg suchen und Ihm überlassen, wie Er mich führen wollte.

Gott schweigt nicht!

Ein halb auf sieben hatte die Uhr geschlagen. Wir standen befehlsgemäß marschbereit. Aber noch niemand war gekommen, uns abzuholen. Sollte mein Einspruch bei dem Vizepräsidenten doch noch gewirkt haben? Aber dann kamen sie: 6 Milizsoldaten. Noch einmal war ich niedergekniet zum letzten stillen Gebet am Hausaltar. Dann griff ich zu. Die Wohnungen wurden versiegelt. Das Handgepäck wurde draußen vor dem Hause niedergelegt, die Namen verlesen. Aber wir merkten, daß wir es die weite Strecke bis zum Bahnhof wohl nicht würden tragen können. Doch es war

Hilfe da. Einer der Hausgenossen hatte einen Handwagen, und wir durften unser Gepäck auch darauf legen. Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig machten wir noch einmal halt, um zu warten, bis auch die anderen Bewohner der Schloßstraße, die zum Transport befohlen waren, zusammenkamen. Dann ging es weiter zur Bahnhofstraße. Die mittlere Promenade der Bahnhofstraße stand dicht gedrängt von Menschen. Es mochten wohl an 2000 sein. Ein Kordon von Milizsoldaten hielt Wache und sperrte ab. Aber eines meiner Konfirmandenmädel hatte sich doch hindurchgedrängt. Sie sprach fließend polnisch. So wollte sie uns helfen. Das Gepäck hatten wir abgelegt. Plötzlich eine Unruhe im Kordon. Ein Motorrad war in schneller Fahrt herangebraust. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen: „Isajewitsch!" Was wollte er noch in diesem Augenblick? Dann hörte ich, wie seine Stimme fragte: „Wo ist Pastor Giese?" Ich meldete mich nicht. Doch er hatte mich bald entdeckt und stand auf einmal neben mir: „Wo Pastor Drescher?" „Ich weiß es nicht. Er hat keinen Befehl bekommen." Gleich war er wieder fort. Wir warteten. Was würde geschehen? Dann raunte neben mir einer meiner jungen Freunde, der als deutscher Hilfspolizist an der Absperrung beteiligt war: „Nun kommt auch Erich Drescher." Und da war er schon. Außer Atem, zwei seiner Jung-Männer mit ihm. Wie er ging und stand hatte man ihn mitgenommen und sogar mit der Straßenbahn hinunterbefördert. Nun stand er neben mir und so, wie wir ein Leidens- und Gnadenjahr hindurch nebenund miteinander den gleichen Dienst für unsern Herrn und Heiland getan hatten, so sollten wir nun auch neben- und miteinander den gleichen Weg bis zum Ende gehen. Die Ausweiskontrolle und -abgabe verlief ohne Störung. Ich durfte sogar meine polnische Arbeitskarte behalten, und ein Milizoffizier gab uns einen Soldaten mit, der uns über den Hinterhof von Bahnhofstraße 1 auf Umwegen zum Bahnhof leitete. Das Konfirmandenmädel blieb zurück, und wir wurden in einen Güterwaggon gewiesen, in dem sich etwa 40 Menschen befanden.

Da saßen wir nun, mein Freund Drescher neben mir. Er war noch tief erschüttert durch den so plötzlichen Abbruch seiner gesegneten Tätigkeit. Diesen überraschenden Eingriff konnten wir immer noch nicht fassen. Aber langsam löste sich die Spannung. Da, plötzlich eine laute Stimme in der Schiebetür des Waggons. Jemand stieg über das Gepäck hinweg und blieb mitten im Raum stehen. Dann ertönte ein barscher Befehl: „Ich suchen Gold!" Zuerst schwiegen alle, als aber dann die Aufforderung noch lauter und nachdrücklicher kam, beteuerten wir: „Wir haben nichts." Da mußte er wohl meinen Freund und mich in unserer Ecke entdeckt haben. Er steuerte auf mich zu: „Du

chaben Gold?" Ich verneinte. Aber er wiederholte seine Frage deutlicher. Ich merkte, er wollte unbedingt etwas haben. Ich hielt ihm mein vergoldetes Brustkreuz hin, aber nur ein kurzes „nix" war die Antwort. „Gold, Gold", hastiger und bedrängender wurde der Ruf. Da mußte er wohl mein Krankenabendmahlsgerät entdeckt haben, das in seinem Behälter in meiner Manteltasche steckte. Er griff zu, ich mußte den Behälter öffnen, und seine Augen weideten sich an der vergoldeten Innenseite des Kelches. Dann steckte er den Behälter ein, auch den meines Bruders Drescher, und ohne ein Wort zu sagen, ging er. Eine große Not kam über uns. Wir würden das Gerät dringend gebrauchen, und so falteten wir miteinander die Hände und beteten: „Herr, die Abendmahlsgeräte gehören Dir. Sie sind zu Deinem Dienst bestimmt, und Du kannst es schenken, daß sie wieder zurückkommen." Im Waggon wurde es still. Am Anfang des Zuges erhob sich ein heftiger Wortwechsel. Dann meldete die Frau, die am Eingang saß: „Jetzt haben sie ihn weggejagt." Es dauerte eine kleine Weile. Dann fragte von außen am Waggon eine Stimme: „Pastor Giese?" Ich antwortete: „Hier!" „Bitte!" Und eine Hand streckte sich hinein. Ich reckte meine Hand aus, und auf meinem Handteller lagen die beiden Abendmahlsgeräte; und wir konnten nur loben und danken, daß Gott so herrlich Gebete erhört. Unser Herz war voll Freude. Da plötzlich wieder Lärm am Waggon. Wir hatten uns noch nicht besonnen; jemand flüsterte: „Ein Milizsoldat!" und wieder dieses Wort, das wir schon gehört hatten: „Gold!" Aber dieser Mann mußte etwas Besonderes wollen. Sofort steuerte er auf mich zu und fuhr mich an: „Du chaben Kiste Gold." Wieder konnte ich nur verneinen, aber auch er wollte sich nicht zufriedengeben. Erst als er die beiden Abendmahlsgeräte hatte, zog er mit seinem Raub davon. Wieder wurde es still. Wir beteten. Da, wir hörten am Anfang des Zuges ein kurzes Kommando, und wieder meldete die Frau an der Tür: „Jetzt haben sie ihn verhaftet." Es dauerte eine kleine Weile. Dann wieder die gleiche Stimme an der Tür des Waggons: „Pastor Giese?" Eine Hand streckte sich mir entgegen, ich reckte meine Hand aus, und wieder lagen in der Handfläche die beiden Abendmahlsgeräte. Wir hatten uns von unserem Staunen noch nicht erholt, da, das Knattern und Brummen eines schweren Motorrades. Es machte eine Runde, und plötzlich stand es vor unserem Waggon. Das konnte nur Herr Isajewitsch sein, und schon stand er vor mir: „Sie chaben Gold!" Ich zeigte ihm mein Brustkreuz, aber das rührte er nicht an, so wies ich ihm die Abendmahlsgeräte vor, sagte aber dabei, daß es heilige Geräte zur Krankenkommunion seien. Als er den Behälter aufklappte, hatte er nur eine Frage: „Gold?" Ich erklärte

ihm, daß der Kelch innen vergoldet sei, weil das Silber den Wein nicht vertrage, und wir diese Geräte zu unserem Dienst gebrauchten. Nur eine Antwort kam von ihm: „Sie wissen, daß verboten, Gold mitnehmen. Ich von Bank prüfen lassen und wehe, wenn Gold, dann Gefängnis." Er sprang hinaus, das Motorrad sprang an und tuckerte langsam davon. Jetzt wurde es ernst. Die Sache konnte uns die Freiheit und vielleicht das Leben kosten, und wieder flehten wir heiß und innig aus tiefster Not: „Herr, hilf!" Da, der Sand knirschte, und das leise Brummen des Motors war plötzlich verstummt. Jemand mußte das Motorrad angehalten haben. Ein leiser und erregter Wortwechsel in polnischer Sprache war von ferne zu hören. Dann wurde es still, nur das leise Brummen des Motors verklang in der Ferne, und wieder die ruhige Stimme am Eingang des Waggons: „Pastor Giese?" Wieder streckte ich meine Hand aus und empfing die Abendmahlsgeräte, die uns Gott von neuem anvertraut hatte. Als noch zwei Männer auf gleiche Weise abgewiesen waren und wir die geraubten Geräte zum fünftenmal wieder zurückerhalten hatten, setzte sich der Zug langsam in Bewegung, und wir hatten es handgreiflich erfahren, daß Gott für Seine Kinder wunderbar sorgt, und die Frau am Eingang des Waggons, die gut Polnisch konnte und die ganzen Vorgänge verfolgt hatte, erzählte uns, wie ein polnischer Oberleutnant, anscheinend der Transportleiter, jeden, der aus unserem Waggon kam, abgefaßt und zur Rede gestellt habe. Mit großem Nachdruck erklärte er: „Es sind heilige Männer und heilige Geräte. Gebt sie sofort zurück." Gott hatte in Gestalt eines polnischen Oberleutnants einen Engel gesandt, der für Seine Knechte streiten mußte, und schwieg nicht. –

Aber immer noch stand vor meinem geistigen Auge jenes Wort, das mein Vater mir zu meinem 30. Lebensjahr erbeten hatte: „Danket dem Herrn und prediget Seinen Namen, verkündiget Sein Tun unter den Völkern." Wie würde mein himmlischer Vater mir die Möglichkeit geben, es einzulösen? –

Nach Tagen trafen wir in Stettino-PUR, einem großen Durchgangslager in Stettin-Braunsfelde, ein. Ich dachte an die Karte. Sie hätte uns ein guter Ausweis sein können. Aber auch so ließ uns Gott ungehindert durch die Zollkontrolle kommen. Wir wurden in die leerstehenden, teilweise noch vom Artilleriebeschuß beschädigten Häuser gewiesen und warteten. Es wurde mir klar: Wo ich ging und stand, sollte ich ein Zeuge meines Heilandes sein, und so ließ ich ansagen, daß vor unserem Haus die Abendandacht stattfinden würde. Es war ein Wagnis. Wie würden es die polnische Bewachung und der Kommandant aufnehmen? Aber Gott hatte es mir gezeigt, und so würde er Bruder Drescher und mich auch hindurchbringen. Und dann begann jene geseg-

nete Zeit, an die sich noch Tausende mit Dankbarkeit erinnern. Morgen für Morgen und Abend für Abend versammelten wir uns auf dem freien Platz vor dem Hause, um miteinander zu singen und zu beten und Gottes Wort zu hören. Wie wunderbar hatte es unser himmlischer Vater gefügt. Sogar eine Milchbank vor der Tür unserer Unterkunft diente als Kanzel, und Tag für Tag wurde die Zahl der Hörenden, Betenden und Singenden größer. Und als wir beide an den Pfingsttagen mit Genehmigung des englischen und polnischen Lagerkommandanten sogar außerhalb des Lagers in der Stadt in der Wohnung eines verstorbenen Konsistorialrates Gottesdienst halten durften, wußte ich, was das bedeuten sollte: „Predigt Sein Tun den Völkern."

Der Transport ging weiter, nach Westen, die Räder rollten und rollten einem unbekannten Ziel entgegen. Aber wir saßen still und geborgen. In allen Nöten haben wir Seine Hilfe und Leitung erfahren. Mochte kommen, was aus Seiner Hand kam. Wir sind geborgen. Gott schweigt nicht. – –

Soll ich, einer, der in dem letzten Krieg das Augenlicht und nun noch Heimat, Arbeitsgebiet und alle Habe verlor, sagen: „Gott schweigt!"? Nein, und nochmals nein! Gott redet in unserer Zeit eine so deutliche Sprache, daß sie jeder verstehen kann, der sie nur hören will.

Und du, der du diese Zeilen gelesen hast? Ich weiß wohl, daß dein Leid und deine Not groß sind. Aber hole doch einmal deine Bibel hervor und bitte Gott, daß Er dir Seinen Weg und Seine Hilfe zeigen möchte. Und dann schlage dieses Buch der Bücher auf und lies in der Stille. Du darfst und sollst etwas von Gott erwarten, und du wirst es erfahren: „Wenn du Ihn wirklich von Herzen suchst, so wird Er sich von dir finden lassen!" Er wird dir in Seinem Wort durch Seinen Heiligen Geist begegnen, vielleicht ganz anders, als du es erwartet hast. Und doch wird die große Freude über dich kommen: Gott schweigt nicht!

Und das ist meine Freude und meine Kraft gewesen und wird es immer wieder sein, daß dieser Gott in Jesus Christus Seine ganze Liebe bezeugt hat und sie Augenblick für Augenblick dem bezeugt, der glaubt und sich helfen läßt.

Darum vertraue dich getrost deinem Heiland an. Gott hat Seine wunderbare Liebe in Ihm dir bezeugt und erwiesen. Er hat Sein Leben für dich gelassen, so gib nun dein Leben auch Ihm, und Er wird dich leiten, wo immer du auch gehen magst. Jesus lebt! „Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" Das war es, was wir erfahren haben, und was die Glaubenden immer wieder erfahren. Er wird mich durch meine Dunkelheit wunderbar leiten. Glaube du auch, und du wirst Seine Herrlichkeit erleben!